Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 45 — Marburg i. H., den 9. November — 1899

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Luthers Bergpredigt: 3. Lieb und Lust — Ueber die Wiedergewinnung der Schriften Luthers für unsre Zeit — Die Vorrede des Augsburgischen Bekenntnisses — Der äußere Schmuck des neuen Gesangbuchs für Elsaß-Lothringen — Offener Brief an Herrn Professor Dr. Ernst Haeckel in Jena — Der sozialdemokratische Parteitag — Verschiedenes: Zur österreichischen Bewegung; Aus Oesterreich — Anzeigen

Luthers Bergpredigt

3. Lieb und Leid

Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden. Wie der Herr hat angefangen gegen der Juden und aller Welt Glauben, da man um des Mammons willen Gott dient, so stößt er nun auch um, was die Juden und alle Welt für das beste, seligste Leben halten. Denn das ist das Höchste, das die Menschen begehren: selig, die da Freud und Lust und gute, sanfte Tage haben, die nicht im Unglück sind und werden nicht wie andre Leute geplagt! Das erwarten und erflehen sie von Gott. Christus sagt: Selig, die trauern und Leid tragen! Die aber hier nichts denn Freud und Lust suchen und haben, die sollen ewig weinen und heulen. — Sollen sie denn alle verdammt sein, die da lachen, singen, springen, sich wohl kleiden, wohl essen und trinken? Lesen wir doch von frommen Königen und heiligen Leuten, die auch fröhlich gewesen sind! Und sonderlich ist Paulus ein wunderlicher Heiliger, der will haben, daß wir allezeit sollen fröhlich sein. Nein, Leid tragen heißt nicht den Kopf hängen, sauer sehen und nimmer lachen, sondern nicht seinen Trost darauf setzen im Herzen, daß man hier nur gute Tage habe und im Sause lebe, und selig sein, auch wenn man solches nicht hat. Seis nun Weinen oder Lachen, Sattsein oder Hungern, das Herz soll es tragen und zu Allem geschickt sein, auch zu Elend, Schmach und Verfolgung, und dennoch guten Mut haben und sichs nicht anfechten lassen. Denn du mußt nicht denken, daß Trauern allein heiße Weinen und Klagen oder Heulen wie die Kinder und Weiber. Das ist noch nicht das rechte tiefe Leiden, wenn es übers Herz hinübergekommen ist und zu den Augen herausquillt, sondern das ists, wenn die rechten, großen Stöße kommen, daß man nicht kann weinen und es Niemand mag klagen. Also könnte ich wohl Beispiele anzeigen von großen Leuten, Herren und Fürsten, die um des Evangeliums willen viel unerhörte Bitterkeit und Schmach haben in sich fressen müssen und keine fröhliche Stunde gehabt haben und es nur Gott klagen konnten mit Seufzen und Weinen, ob sie gleich auswendig fürstlich in Samt und Seide sich gekleidet, mit Andern lachen und scherzen mußten und aussahen, als die auf lauter Rosen gingen. Solche Leute wissen Etwas davon, was das heißt: Selig sind, die da Leid tragen! Denn selig sind, die so leiden und lassen sichs wohlgefallen, nicht fluchen noch toben noch verzweifeln, sondern sich auch äußerlich erquicken und fröhlich machen, soviel sie können, und guten Mut behalten. Das ist ihr Trost, daß es Gott also wohlgefällt. Darum sind sie als die Traurigen doch allezeit fröhlich und schon hier getröstet, und dort soll gar das Leid von ihnen genommen werden. Die aber solch Leidtragen nicht haben wollen, denen solls doch nicht hingehen, wie sie wollen. Denn da sie von Niemand Etwas leiden wollen, nicht mit Sorgen, Mühe und Arbeit Andern dienen in ihrem Stande, sondern Nichts können als poltern, fluchen und donnern wie Mönche und Pfaffen, die aus der Welt fortlaufen, so müssen sies dennoch schmecken. Und haben zum Lohn, weil sies nicht gern thun, daß sie es sich mit ihrem Zorn und ihrer Ungeduld zwiefältig größer und schwerer machen, keinen Trost noch ein gut Gewissen dabei haben und es in Ewigkeit nicht los werden. Darum laß gehn Welt und Alle, die uns Leid thun, in ihres Herrn, des Teufels, Namen, und laß uns dies Lied singen und fröhlich sein in Gottes und Christi Namen.

Da siehst du aber, daß Trauern und Leidtragen nicht ein so seltnes Kreuz bei den Christen ist, als müsse Gott denen, die ihm dienen, äußerlich gute Tage geben. Stracks das Widerspiel geschieht. Denn zu ihrem eignen Leid müssen sie noch dafür, daß sie voll guter Werke sind auch gegen Feinde und böse Buben, das zu Lohn haben von der Welt, daß sie verfolgt und geschmäht werden, daß Jedermann schilt und schreit, das Evangelium mache Unfrieden, Hader und Unordnung und alles ärger denn zuvor, sodaß sie die ärgsten Buben heißen müssen, wie Christus selbst, und gelten als solche, die allem Guten feind sind. Darum fang nur an und werde ein Christ, so wirst du erst lernen, was Trauern und Leidtragen heiße. Kannst du nicht mehr thun, so nimm ein Weib und nähre dich im Glauben mit Liebe zu Gottes Wort und thu, was dir in deinem Stand befohlen ist, so sollst du bald erfahren, beide von Nachbarn und in deinem eignen Haus, daß es nicht gehn wird, wie du gern hättest, und Alle hindern und hemmen, daß du genug zu leiden kriegst und zu sehen bekommst, was dir im Herzen wehe thut. Darauf mach dich gefaßt, daß du unerschrocken seist und nicht darum verzagst noch ungeduldig werdest, sondern fröhlich und getrost wissest, es stehe nicht übel um dich, wenn es dir so geht. Denn also ist es Christus selbst und allen Heiligen auch gegangen, und wer ein Christ sein will, der soll hier lernen, das Herz emporzuschwingen über alles Leid der Welt und über alle Sinne und Vernunft, und nicht urteilen nach dem, das er fühlt, sondern so schließen: Bin ich arm, so bin ich nicht arm; arm bin ich wohl äußerlich nach dem Fleisch, aber vor Gott bin ich reich; hab ich Jammer und Herzeleid, so bin ich selig. Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden wie alle Propheten: das Himmelreich ist ihr. Das Wort soll mir mein Herz groß machen, ja größer als Himmel und Erde. Wollen sie aber schreien, daß das Evangelium soviel Hader mache und Nichts mehr fein und still zugehe in guter Freundschaft, so sage ich also, solchen unnützen Mäulern und Kläglingen zu antworten: Es kann und soll nicht wohl und fein zugehn! Solange der Teufel die Welt regiert, hoffe Fried und stilles Wesen nicht! Und weh des Wohlergehns und guten Gemachs, das vorher gewesen ist, und das sie jetzt wünschen und begehren! Das ist gewiß ein Zeichen, daß der Teufel Alles mit Gewalt regiert und kein Christus da ist. Sieh du zu, daß du eine rechte göttliche Sache habest, um die du Verfolgung leiden mußt, und daß du ihrer gewiß seist, daß dein Gewissen darauf bestehn könne, wenn gleich alle Welt wider dich stände, und dann sei fröhlich und getrost, verachte ihr Schreien trotziglich und lache dazu in Gottes Namen und lasse sie toben

und lästern in ihres Gottes, des Teufels, Namen, daß sie sich selbst zerplagen und das gebrannte Leid haben mit ihrem giftigen, unersättlichen Hassen und Neiden. So harten Kopf sollen sie nicht haben, wir wollen noch härteren haben. Das ist ein heilig, selig Leiden.

Da nun die Apostel und Märtyrer so tapfer gelitten und seines Wohllebens nicht geachtet haben, ist der Teufel wieder auf die andre Seite gefallen und hat ein Besseres erdacht, nämlich noch mehr äußerlich Leiden auf sich nehmen und dazu suchen, wie das Fasten und Andres, daß mans auch sehe und sich wundern müsse und sagen: O das sind treffliche Heilige und thun freiwillig noch viel mehr, als sie müssen! Nun ist all das auf einen Haufen nicht eines Hellers wert. Und ob zwar das Fasten nicht selbst als äußerliche Zucht verwerflich ist, so doch die schändliche Meinung im Herzen, daß man damit geistlicher als gemeine Leute sein und von den Leuten gesehen werden will. Wenn ja sollte durchaus Böses gethan sein, wollt ichs eher erlauben, daß man sich voll und toll saufe, und will lieber eine volle Sau sehen, wenn ich ja einmal einen Unflat sehen soll, als solch einen Heiligen, der aufs allerstrengste bei Wasser und Brot fastet. Es gilt nicht, daß du viel rühmst und schreist von großen Leiden, die du dir selbst aufgenommen; und wärs gar der Tod, den du für deine Sünden wolltest auf dich nehmen, um damit vor Gott zu gelten, so gehört er in den Abgrund der Hölle und ist lauter Abgötterei und Heuchelei. Statt solches Täuschens sollst du tragen, was Gott schickt, und deinen Leib dazu tüchtig machen. Solls ein wahrhaftes und christliches Fasten sein, ists nicht genug, daß du des Abends einmal Nichts essest und dann dafür die andre Zeit desto mehr den Wanst füllest und ihn verderbest, sondern es besteht darin, daß du allezeit deinen Leib in Mäßigkeit und Zucht und Arbeit haltest. Das trifft nicht allein Essen, Trinken und Schlafen, sondern auch Müßiggehen, allerlei Spiel und Alles, was dem Leibe wohl thut. Das heißt nun gefastet, daß man in Alledem das Fleisch im Zaum halte und demütige, nicht es zu verderben und untüchtig, sondern tüchtig und geschickt zu machen, daß es, wenn es zur Not käme, auch Ungemach leiden könne. Denn nicht gegen die Natur geht Christus, sondern er macht sie mäßig, nüchtern und züchtig gegen des Fleisches Reizung. Und das nicht einen Tag, sondern täglich und immerdar. Aber es soll frei gehn nach eines Jeden freiem Willen, daß mans nicht mit Gesetzen abzumessen suche. Ein Jeglicher muß auf sich selbst sehen, je nachdem er stark und es seinem Fleisch not ist, weil wir nicht alle gleich sind. Nur sofern gilt eine gemeine Regel für Jedermann, daß man nicht also lebe, als seis gar um Fressen und Saufen, Tanz und Springen hier zu thun. Und fein fröhlich und lustig soll man bei dieser Zucht aussehen wie auf einen Feiertag, daß einem Niemand die Zucht anmerkt. Nicht sauer sehen, wie die Heuchler! Sondern salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht! Das ganze christliche Leben muß verborgen sein und bleiben und kann zu keinem Ruhm kommen. Aber da will Niemand dran. Das nennen sie köstlich Ding und große Heiligkeit, wenn sie fasten bei einer feinen, guten Tafel, bei Fisch und starken Getränken, und fasten so sehr, daß sie dabei, die lieben Papisten, alle gut Lutherisch werden und ihrer Keiner mehr ans Fasten denkt; lassen dieweil auf unsrer Seite arme Pfarrer Hunger und Kummer leiden und ein rechtes, tägliches Fasten halten an ihrer Statt, und sehen es nicht, und ist vor ihnen ein schlechtes, gemeines Ding, und schelten und verfolgen es noch dazu. Drum laß es gehn, ob es gleich verborgen und wohl zugedeckt und vergraben wird, daß es Niemand sieht noch achtet, und laß dir genügen, daß dein Vater droben es sieht. Der hat scharfe Augen und kann weit in die Ferne sehen, obs auch mit großen, finstern Wolken überzogen und tief in der Erde zugescharrt ist; also daß aller Christen Leben allein auf Gottes Augen gerichtet sei. Der Vater, der ins Verborgne sieht, der wirds dereinst öffentlich an den Tag bringen.

Desgleichen haben sie über die Ehe ein höheres Gebot erdacht, daß sie Christus eine Nase drehen. Denn bist du darum frommer, wenn du das Werk lassen mußt, das du gern thun wolltest, und nach dem du ohne Unterlaß im Herzen brennst? Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen. Christus sagt damit, daß der Ehebruch auch wohl mit Augen, Ohren, Mund, ja allermeist mit dem Herzen geschieht. Da heißts nun: Reiß es aus und wirf es von dir. Die tollen Heiligen, die es äußerlich auffassen, sind von Weib und Kind und aller menschlicher Gesellschaft in die Wüsten und Klöster und damit allen zehn Geboten Gottes entlaufen, die doch darum von Gott gegeben sind, daß wir in der Welt gegen den Nächsten recht leben sollen; und haben sich damit Nichts geholfen, da sie doch denselben Schalk bei sich tragen, das ist die Brunst und böse Lust, so im Fleisch und Blut steckt. Sollen wir nun die Ursache des Sündigens fortnehmen, das Auge, die Hand, die uns ärgert, so muß es im Herzen geschehn. Denn du kannst doch nicht deinen Vater und deine Mutter leugnen, noch dein Fleisch und Blut von dir werfen, noch das Herz herausreißen. Soll man sich denn selbst verderben, lahm oder blind machen? So müßten wir uns auch des Lebens berauben und ein Jeder ein Mörder an sich selbst werden. Es soll aber ein Jeder darin seine Heiligkeit beweisen, daß er nicht davon fliehe, sondern stehe und kämpfe und siege in seinem Herzen und sein Gemahl als göttliches Geschenk und Kleinod nach Gottes Befehl ansehe. Denn das ist die größte Ursache des Ehebruchs, daß man nicht Gottes Wort ansieht an seinem Gemahl und sein Gemahl nicht lieb und wert genug hat als solch köstlichen göttlichen Schatz und Schmuck. Warum sollte ich denn da an einer Andern hängen, da doch keine in der Welt ist, von der ich so rühmen und mit gutem Gewissen sagen könnte: diese hat mir Gott selbst geschenkt und in den Arm gegeben, und weiß, daß ihm herzlich wohlgefällt, wenn ich mich mit Lieb und Treu zu ihr halte. Dann könnte ich wohl jedes Weib ansehen, mit ihr reden, lachen und fröhlich sein, sodaß dennoch das Begehren davon bliebe; wie vor Zeiten ein Altvater gelehrt hat: Zwar kann ich auf Erden nicht wehren, daß mir die Vögel über den Kopf fliegen, aber das kann ich wohl wehren, daß sie mir nicht im Haar nisten oder die Nase abbeißen. Also steht nicht in unsrer Macht, dieser oder andern Anfechtungen zu wehren, daß uns nicht Gedanken einfallen; wenn mans nur beim Einfallen bleiben läßt, daß man sie nicht einlasse, ob sie gleich anklopfen, und wehrt, daß sie nicht einwurzeln, damit nicht ein Vorsatz oder Bewilligung daraus werde. So ist nun die Meinung: wenn du fühlst, daß du ein Weib ansiehst mit böser Lust, so reiß dasselbe Auge oder Gesicht aus, nicht des Leibes, sondern des Herzens, aus dem die Brunst oder Lust geht. Denn wenn die böse Lust aus dem Herzen ist, so wird auch das Auge nicht sündigen, noch dich ärgern. Kurzum, es ist ein solches Beschneiden und Ausreißen, das nicht die Faust oder der Henker thut, sondern Gottes Wort im Herzen. Denn Christus will nicht die natürliche Ordnung und Gottes Geschöpf zerstören, sondern ihr ein rechtes Herz geben.

Wie aber jetzt bei uns in Ehesachen und mit dem Scheiden zu handeln sei, das soll man den Juristen befehlen. Denn das gehört ins weltliche Regiment, weil der Ehestand gar ein weltliches äußerliches Ding ist wie Weib und Kind, Haus und Hof und Andres. Christus ist kein Jurist und giebt keine äußerlichen Gesetze, nur das Herz der Christen regiert und das Gewissen richtet er, daß man Liebe und Vergebung gegen Fehler und Vergehn des Andern walten lasse und die, die Christen wollen sein, Gutes und Böses miteinander tragen und sich nicht scheiden lassen. Ein Ehebrecher aber ist schon geschieden, nicht durch Menschen, sondern durch Gott selbst und hat sich selbst geschieden im Herzen. Für die Obrigkeit aber sind noch andre Scheidungsgründe da als der grobe Ehebruch, so wenn ein offenbarer Bube Haus, Hof, Weib und Kind verläßt, nur seiner Habsucht wegen wieder aufsucht und ins Elend reißt. Dem sollte man nicht allein Haus und Hof nehmen, sondern ihm auch das Land verbieten und das andre Teil nur frisch freisprechen. H v L

Ueber die Wiedergewinnung der Schriften Luthers für unsre Zeit

Zu „Luthers Bergpredigt"

Luther unserm gegenwärtigen Geschlechte in seiner Unmittelbarkeit wieder zu erschließen, ist bisher eine ungelöste Aufgabe.

Gerade ein so frisch pulsirendes, thatkräftiges Leben ist immer so sehr mit seiner Zeit verflochten, daß es den folgenden Geschlechtern leicht unverständlich wird. Niemand wird behaupten, daß Luthers Schriften so, wie sie sind, heute allgemein zugänglich wären. Selbst der Fachmann wird gar oft nur mit großer Geduld weite öde Strecken dogmatischer, polemischer, allegorischer Art durchwandern, die keinen mehr fesseln. Mitten im grauen Gestein findet sich dann aber oft die edelste Goldader, zuweilen dünn, zuweilen auch in gewaltiger Fülle. Da zeigt sich eine Kraft der Sprache und Gedanken, daß es ein Jammer ist, solche Schätze in ihrer Unmittelbarkeit dem heutigen Geschlechte verschlossen zu sehen. Niemand führt das Wort gewaltiger als er, und dabei sind die schwierigsten ethischen Probleme gleich so volkstümlich gedacht, daß sie für die Kanzel geboren zu sein scheinen — eine Hochschule für alle Prediger. Aber selbst Schriften der letztern Art wird, wer kein Forscher ist, wohl immer nur mit Hindernissen lesen, bis er gar, wenn er sich gar zu oft gestoßen hat, das Buch aus der Hand legt. Nun übermittelt freilich die gelehrte Forschung die Gedanken an unsre Zeit, aber der unmittelbare Eindruck der Persönlichkeit, der immer die eigentliche geschichtliche Kraft ist, geht dabei zum großen Teile verloren. Darum hat man versucht, durch Darbieten einzelner Abschnitte, durch Streichen andrer aus der wissenschaftlichen Ausgabe eine Volksausgabe herzustellen. Aber wo bleibt der Eindruck des Ganzen, des lebendigen Flusses bei solchen Bruchstücken? Zudem entgeht man den Anstößen auch so nicht, muß oft das Beste mit streichen, weil es in Minderwertiges verflochten ist, oder es schädigen, indem es ohne jeden Zusammenhang geboten wird.

Ob nicht Volksausgaben ihr eignes Prinzip haben sollten, statt nur verstümmelte Taschenausgaben der Ausgaben für wissenschaftliche Zwecke zu sein? Jede Ausgabe hat sich ihre Form nach ihrem Zwecke zu suchen. Demnach giebt es zwei Arten von Ausgaben. Die eine ist die zu wissenschaftlichen Zwecken. Sie soll eine gesicherte Unterlage bieten in dem Streit um Luther unter den Gelehrten. Sie muß garantiren für jedes Wort. Ganz gleichgiltig ist für sie der Unterschied zwischen Wertvollem und Minderwertigem. Der einzige Maßstab ist ihr, daß die Worte echt, d. h. Luthers Worte sind. Solche Ausgabe dient aber eben darum an sich sekundären Zwecken. Der Verfasser selbst schrieb seine Worte, um Gedanken hinauszuschleudern in die Welt, und lediglich die Kraft der Gedanken ist ihm maßgebend, ganz gleichgiltig aber die Frage, daß er es ist, von dem sie stammen, oder von wem immer sie sonst sein mögen. Wenigstens von solchen, die wirklich Etwas zu sagen haben, wird das gelten. Das ist aber derselbe Grund, aus dem wir Volksausgaben veranstalten möchten. Wir möchten diesen Geist und diese Kraft und lediglich, so weit solche vorhanden ist, wieder wirksam machen, Luthers mächtige Persönlichkeit wieder unmittelbar zum Volke reden lassen. Dann kann es aber nicht darauf ankommen, eine wissenschaftliche Genauigkeit in der Verbürgung jedes einzelnen Wortes zu erstreben. Es kommt ja nicht darauf an, wer das ist, der hier redet, sondern darauf, daß man diese urwüchsige Geisteskraft spüre, von wem auch immer sie komme. Man wird getrost Worte verändern dürfen, wenn jene dadurch besser als in einem für uns unverständlichen Ausdrucke hervortritt, und ebenso überleitend Worte einschieben, um den lebendigen Fluß eines Ganzen wieder herzustellen, ohne Anmerkungen und Punkte oder Striche, wo man Etwas streichen mußte. Ja, man wird oft die ganze Form der Schriftstellerei auflösen und die lebendigen Worte wieder zusammengießen, den Luther aus dem Luther herausschälen müssen, nicht in Form einer Inhaltsangabe oder Gedankenwiedergabe, sondern immer so, daß Luther selbst redet und möglichst Nichts von der Ursprünglichkeit verloren geht. Man wird weniger mit den einzelnen Worten als mit dem Stil des Ganzen in der höchsten Bedeutung dieses Wortes ängstlich sein müssen. Das ist freilich ein großes Wagnis, und die Gefahren liegen so auf der Hand, daß sie nicht erst genannt zu werden brauchen. Aber das darf nicht abschrecken, wo so Viel zu gewinnen ist. Der Versuch wenigstens darf gemacht werden, der Versuch einer solchen Ausgabe zu praktischen, primären Zwecken, zu denen Luther selbst seine Worte schrieb.

„Luthers Bergpredigt" hat das nun an einem Werke Luthers versucht, das der Schwierigkeiten nur wenige bietet. Es ist die Auslegung des fünften bis siebenten Kapitels des Evangeliums Matthäi, die in der Erlanger Ausgabe den 43. Band füllt. Luther giebt da wie gewöhnlich seine Gedanken in exegetischer Form, indem er einen Spruch nach dem andern auslegt. Diese Form ist hier als ein Hindernis für heutige Leser aufgelöst. Denn in Wirklichkeit hat Luther nicht eine wissenschaftliche Exegese geliefert, sondern kurz gesagt eine neue Bergpredigt, ein Ganzes aus Einem Guß und Einem Geist, eine immer neue Spiegelung seiner großartigen neuen Weltanschauung, eine lebendige Rede aus dem Leben, Leben und Geist Luthers aus dem Leben und Geiste Jesu geboren, oder: Jesu Leben ausgelegt durch Luthers Leben, Jesu Predigt durch Luthers Predigt, sodaß man statt „ausgelegt" auch sagen könnte „umgegossen," „umgeschaffen" und statt Luthers Leben auch „deutsches Leben." Ein Haupterfordernis aller Volksschriften ist zudem die Kürze, während gerade die exegetische Form Luther zu steten Wiederholungen nötigte, zumal bei der Fülle seiner Rede, die jedesmal das Ganze sagen und darum in ihrem Reichtum sich nimmer erschöpfen noch leeren will.

In unserm Versuch ist nun der Stoff nach der innern Verwandtschaft in sachliche Gruppen gebracht. Es könnten deren gewiß auch andre und mehrere gefunden werden, es könnte bei dem großen Reichtum der Vorlage diese noch ganz anders ausgeschöpft werden. Doch fürchte ich eher schon zu lang geworden zu sein. Die Arbeit will auch weiter nichts sein als eine Anregung, ob nicht andre geeignetere Kräfte es besser ausführen möchten. Verzichten muß sie andrerseits gerade im Fall des Gelingens auf jede eigne Ehre, denn das einzige Lob, das ihr zur Ehre gereichen würde, würde das sein, daß der Arbeiter ganz zurückgetreten und die Arbeit gar nicht sichtbar, daß nichts Eignes von ihm, sondern nur Luther darin zu spüren sei.*)

Hans von Lüpke

Die Vorrede des Augsburgischen Bekenntnisses

In seinem lebendigen und anregenden Vortrage „Eine katholische Beleuchtung der Augsburgischen Konfession" (Leipzig, 1898) hat Professor Thieme uns die Vorrede der Konfession in Erinnerung gebracht. Er weist darauf hin, daß sie katholischerseits verwendet worden ist — „als die Basis, auf welcher die Unterzeichner in ihrem Verhältnisse zur Kirche sich stellen wollen" — um die prinzipiell widerspruchsvolle Stellung der Protestanten in Augsburg darzuthun.

In der Vorrede führen die lutherischen Reichsstände ihr Bekenntnis ein: ein Jeder könne aus diesem ersehen, daß sie es an Nichts fehlen lassen, „das mit Gott und Gewissen zu christlicher Einigkeit dienstlich sein kann oder mag." Sollte man sich aber doch nicht in Augsburg vereinigen, so erbieten sie sich auf ein „gemein, frei, christlich Konzilium." Aus dieser Appellation an ein Generalkonzil wird nun, zumal in Verbindung mit dem letzten Artikel der Konfession „Von der Bischöfe Gewalt" die Unterwerfung der Evangelischen unter die Autorität der mittelalterlichen Kirche gefolgert: die Konfession verneine also, wie sich Pastor ausdrückt, der diese Ansicht durch seinen Artikel über die Augsburger Konfession in dem Kirchenlexikon von Wetzer und Welte in weitere Kreise gebracht hat, „entschieden das Prinzip der Vereinigung der kirchlichen und weltlichen Gewalt in einer Hand, den von Luther eingeführten Cäsareopapismus der Landesfürsten." Es ist aber gerade „der Nerv der Spaltung die Verneinung der kirchlichen Jurisdiktion und die Uebertragung derselben auf die weltliche Gewalt." Befanden sich die Protestanten wirklich in solcher Selbsttäuschung? Oder war es absichtliche Täuschung, daß sie Instanzen der mittelalterlichen Kirche hier anerkannten?

Das Landeskirchentum ist nun freilich weder „der Nerv

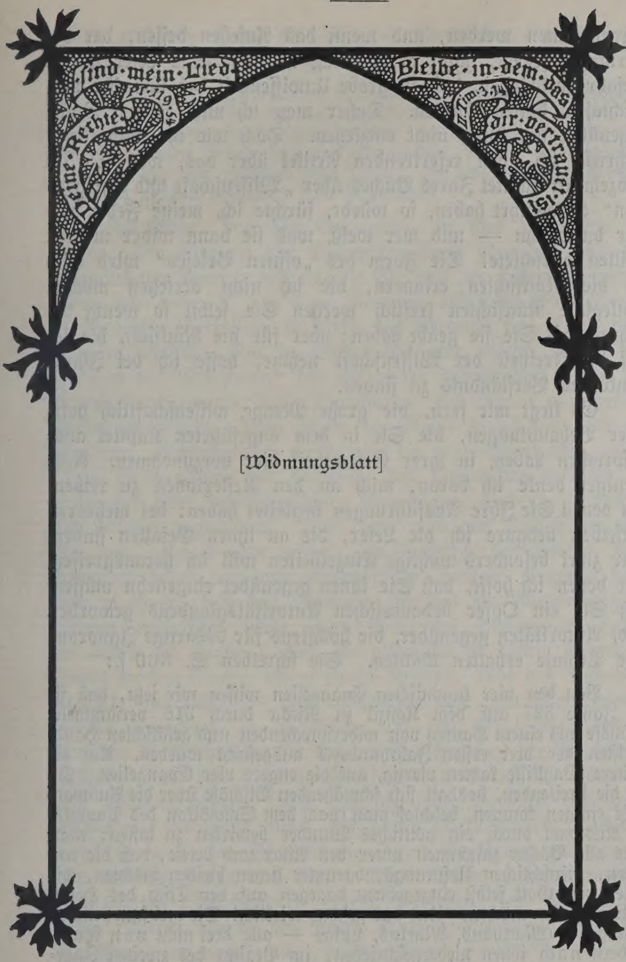
*) Obiger Artikel, sowie das praktische Beispiel dazu „Luthers Bergpredigt" haben bereits im Weimarer Kirchen- und Schulblatt gestanden; auf Veranlassung des Unterzeichneten hat sie der Verfasser neu durchgesehen und uns für einen weitern Leserkreis überlassen. D H

der Spaltung," noch hat es Luther „eingeführt." Es hat sich vielmehr schon vor der Reformation in teilweise sehr ausgedehntem Umfange entwickelt, und es sind gerade die Päpste gewesen, die es durch Konzessionen an die Landesherren in besondrer Weise gefördert haben. Das sechzehnte Jahrhundert setzt diese Entwicklung der Souveränität des Staates fort, streng altkirchliche Stände gerade so wie die evangelischen. In eine andre Stellung zu den kirchlichen Verhältnissen kamen die letztern durch ihre religiöse Ueberzeugung: sie sahen „Mißbräuche" in der Kirche, die im Widerspruche standen mit Gottes Wort und die darum ihr Gewissen nicht dulden konnte. Sie wurden dadurch genötigt, ihr Recht zu reformiren viel tiefer aufzufassen; zu selbständigem Vorgehn aber wurden sie bestimmt, weil die kirchlichen Organe sich der Reformationspflicht versagten. Es ist Luthers Wunsch gewesen, daß sich in den alten Formen die Umwandlung auf Grund von Gottes Wort vollziehe, indem eben die Bischöfe dieses zur alleinigen Richtschnur machen sollten. Er selbst erbietet sich aufs neue dazu in der „Vermahnung an die Geistlichen, versammelt in Augsburg"; der Artikel von der Bischöfe Gewalt in der Konfession erkennt das geistliche Regiment der Bischöfe an, will auch weltliche Geschäfte ihnen zulassen, doch nur in dem Sinne, daß diese als von der weltlichen Gewalt ihnen übertragen anerkannt werden sollen; und Melanchthon hat die Wiederherstellung des bischöflichen Regiments in den Vergleichsverhandlungen auf dem Reichstage ausdrücklich angeboten. Wenn im Einzelnen die Meinungen auch auseinandergehn, so ist doch Zweierlei mit Einhelligkeit festgehalten: Vermeidung einer Spaltung und darum Konzedirung des irgend Möglichen, und Unantastbarkeit der Gewissenspflicht und des Wortes Gottes. Es ist durchaus kein Zweifel gelassen, daß dieses letztere die oberste Autorität ist, die geltend zu machen Pflicht der christlichen Gemeinde ist, und zwar durch die von Gott gesetzte Obrigkeit, die Glied der Gemeinde ist. Damit löst sich der scheinbare Widerspruch.

Nicht anders ist es mit der Appellation an das Generalkonzil. Allerdings scheinen die Protestanten hier nicht nur auf den ersten Blick in Widerspruch mit sich selber zu verfahren. Als sie in Speier 1529 gegen die Majorisirung in Glaubenssachen protestirten, beriefen sie sich auf das in Gott gebundne Gewissen und appellirten zugleich an Kaiser und Konzil. Schließt sich dies Beides nicht aus? Sie erheben sich über die bestehenden Instanzen und wenden sich doch an dieselben? Und nicht anders in Augsburg. War es aber überhaupt anders möglich? Man war überzeugt, daß in der Lehre Uebereinstimmung herrsche und daß deshalb die kirchliche Einheit gewahrt sei. Melanchthon hat in der Konfession diesem Standpunkte einen starken Ausdruck gegeben. Der ganze erste Teil ist der Versuch, den evangelischen Glauben unter dem Gesichtspunkte der Uebereinstimmung mit dem traditionellen darzuthun. Die Differenz beziehe sich nur auf einige durch die menschliche Entwicklung in der Kirche aufgekommenen „Mißbräuche." Aber „Ungleichheit in äußerlichen menschlichen Ordnungen ist nicht wider die Einheit der christlichen Kirche." Weil nun zum Austrage kirchlicher Differenzen das Konzil die höchste Instanz der Christenheit ist, ergreifen sie, die Minorität, als Gegner der Kirche von der Majorität bedroht, das Rechtsmittel der Berufung an ein solches Konzil. „So ist dies der einzig rechtmäßige Weg, solche Sachen zu handeln." Es ist auch der zweckdienstlichste Weg. Sie wissen sich darin eins mit dem Gegenteil, mit der ganzen Nation, die schon seit acht Jahren danach verlangte, um die Streitigkeiten beizulegen und dem deutschen Lande die nötige Reformation zu schaffen; sie dokumentiren gerade damit auch wie ihre kirchliche, so die Reichseinheit mit dem Widerteil; sie erhoffen von den Konzilsverhandlungen gegenseitige Verständigung. Schon deshalb, weil das Konzil, wie sie es sich vorstellten und wie sie es forderten, durchaus etwas Andres war, als eine an den Willen des Papstes gefesselte und auch in ihrer Zusammensetzung hierarchisch gebundne Versammlung. Was Luther in seiner ersten großen Reformationsschrift gefordert hatte, daß dem Kaiser sein Recht bei der Berufung eingeräumt werde, daß die Laien Stimmrecht bekämen, hatten sich sogar katholische Stände angeeignet, und man forderte einmütig ein freies Konzil auf deutschem Boden, als die Konzilsforderung zum erstenmale als Verlangen des Reichs ausgesprochen wurde. Was dies „freie" Konzil bedeute, geht aus der sorgfältigen Zusammenstellung Thiemes deutlich hervor; es ist außer allem Zweifel, daß die Päpstlichen genau über diese Forderungen Bescheid wußten, auch wenn das Konzil in dem Bekenntnisse ohne besondern Vorbehalt gefordert war. Es war eben nach den wiederholten Formulirungen der letzten Jahre etwas Selbstverständliches. Dazu aber waren die Protestanten ihres guten Rechts gewiß. Wenn die Konfession den Nachweis erbrachte, daß ihre Lehre die schriftgegründete, ihre kirchliche Praxis die rechte, die wahre kirchliche sei, wie sollte auf dem Konzil nicht das Recht ihnen zufallen? Trotzdem sind sie weit von optimistischer Auffassung entfernt: war doch die Mehrheit in Augsburg nicht auf ihrer Seite. Sie haben aber auch auf alles Andre gedacht, als mit der Appellation etwa die hierarchische Autorität des Konzils und damit die Autorität der mittelalterlichen Kirche in Glaubenssachen anzuerkennen oder sich in Sachen, das Gewissen und der Seelen Seligkeit belangend, majorisiren zu lassen. Im Grunde läßt die Speierer Protestation gar keinen Zweifel; denn der Wortlaut ist ganz kategorisch: „daß unser Will, Gemüt und Meynung anderst nicht stehet noch ist, dann allein die Ehre Gottes des Allmächtigen, seines heiligen Worts und unser auch Jedes Seelen Seligkeit zu suchen, auch nichts Anders dadurch zu handeln, denn was uns das Gewissen ausweiset und lehret." Und auch die Vorrede der Konfession spricht es klar aus: Gott und Gewissen — das ist ihre oberste Instanz, auf die sie sich zurückziehen, wenn alle Vereinigungsversuche, wenn alle Rechtsmittel versagen. Sie erörtern diese Möglichkeit nicht besonders; das erharrte seiner Zeit und war auch selbstverständlich. Wie sie sich denn in ihrer Antwort vom 13. August 1530, die in Manchem eine Auslegung der Vorrede ist, vernehmen lassen, als sich der Widerpart ihrer Berufung auf das Gewissen gegenüber verständnislos gezeigt hatte, nun ausdrücklich Alles auf ihre persönliche Verantwortung nehmend: „Lassen dies unser Gewissen nit auf unser Prediger Person, sondern, nachdem wir befinden, daß ihre Lehre in Gottes Wort gegründet, haben wir uns gescheut dawider zu fechten und thun das noch; dieweil wir uns schuldig erkennen, Gottes Wort zum Höchsten zu ehren und zu fördern, und Alles, das dem zuwider oder nit gleichförmig gepredigt oder gehandelt wird, darüber machen wir uns Gewissen."

Aus dem Dargelegten geht hervor, wie unrichtig es ist, die Protestanten in Augsburg in prinzipiellen Widerspruch mit sich zu stellen. Der Widerspruch ist nur scheinbar; der Schein wird dabei verstärkt, wenn man von der falschen Beurteilung ausgeht, daß der „Nerv der Spaltung" in dem landeskirchlichen Prinzip der Herren zu sehen sei. Der „Nerv der Spaltung" ist auf religiösem Gebiete zu suchen. Religiös waren die Evangelischen prinzipiell über die Kirche der äußern Heilsvermittlung hinausgeschritten zum Selbstrechte der religiösen Persönlichkeit, zur alleinigen Autorität des Wortes Gottes; eine andre, innerliche, die religiöse Auffassung von der Kirche war an Stelle der hierarchischen gerückt. Andrerseits aber haben wir hier überall Verhältnisse vor uns, die durchaus noch im Fließen, im Werden sind. Ist man hinausgewachsen über die Kirche, so hält man doch mit Ueberzeugung und Anstrengung das Alte fest. Es ist deshalb mißverständlich, die Frage ohne weiteres so zu fassen: standen sie noch auf dem Boden der alten Kirche oder nicht? Sie standen thatsächlich noch auf dem Boden der alten Kirche in der Anerkennung ihrer Formen und nicht bloß ihrer Formen, auch ihrer Organisation, ihrer Rechtsmittel, und selbst ihrer Lehre gegenüber getragen von der Hoffnung, die alten Formen mit dem neuen, dem ursprünglichen Inhalte zu erfüllen, die nötige innerliche Reformation zu schaffen. Die Augsburgische Konfession ist ein großartiger Versuch von diesen Grundlagen aus, diese Aufgabe zu lösen oder vielmehr als schon gelöst darzustellen und damit die Einheit des Reichs und der Christenheit zu erhalten, und schon ihre Vorrede kennzeichnet deutlich den Standpunkt der Protestanten.

Johannes Ficker



[Widmungsblatt]

Der äußere Schmuck des neuen Gesangbuchs für Elsaß=Lothringen

Die Gesangbuchausstellung, die wir dem Straßburger Kongreß für Innere Mission zugetraut und zugemutet hatten (vgl. Nr. 29), hat nicht stattgefunden.

War es Bescheidenheit der Elsässer? Oder wollte man dem evangelischen Deutschland die Schande ersparen? Schade ist es, daß die Kongreßbesucher nicht wenigstens die alten Perlen schön ausgeschmückter Gesangbücher zu sehen bekommen haben: das noch durch Luther bevorwortete aus der Druckerei des Valentin Babst in Leipzig von 1545, dessen Nürnberger Nachbildung von 1558, und das von Butzer herausgegebne, das 1541 jenen noch voranging, von Wackernagel das schönste Gesangbuch genannt, obwohl er nur die zweite, schon etwas geringere Ausgabe kannte: heut hätten die Straßburger mit der ersten vollkommneren prunken können.

Nun als würdige Nachkommen der kunstsinnigen Alten bieten sie jetzt ihr neues Gesangbuch von Anno 1899 dar. Sein Inhalt mag später gewürdigt werden; hier interessirt es uns nur als rettende That gegenüber der in der äußern Gesangbuchausstattung leider herrschenden Geschmack= und Gewissenlosigkeit. Das letztere Wort ist stark; aber es ist ein kirchliches Unrecht, für den Gebrauch der Gemeinde bestimmte Bücher dieser Art so elend vergänglich herzustellen in Papier, Heftung und Einband, wie vielfach geschieht. Wie man den Unbemittelten billige Gesangbücher liefern soll, die Frage muß anders gelöst werden als nach der Parole: Billig und schlecht! Daneben aber besteht ja das Bedürfnis, bessere Bücher zu liefern; es ist die Kauflust, es ist das Geld da. Aber wie grassirt da in Druck und Binderei die ödeste Geschmacklosigkeit!

Diesem Uebel nach unsern Kräften zu widerstehen erbaten wir uns die Gunst, die Schmuckstücke des neuen Gesangbuchs für Elsaß=Lothringen in unserm Blatte wiedergeben zu dürfen. Es ist uns freundlichst bewilligt worden, und wir sind dafür um so dankbarer, als bereits die Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst, herausgegeben von Spitta und Smend, in ihrem Juliheft die ersten Proben gebracht hat. Dort findet sich auch ein zwölf Seiten langer Aufsatz von Johannes Ficker über „den künstlerischen Schmuck des neuen evangelischen Gesangbuchs für Elsaß=Lothringen," dem wir Weniges zur Erläuterung entnehmen und auf den wir die verweisen, die mehr zu wissen begehren.

Der Künstler, der den Schmuck geschaffen hat, ist ein Elsässer, Karl Spindler. Ihm hat beratend und das Ganze leitend der Kirchenhistoriker Johannes Ficker zur Seite gestanden, von einer Reihe kunst= und kirchenverständiger Männer unterstützt.

Edel und einfach grüßt uns als Eingangsthor in das Buch gleich das Widmungsblatt mit den zwei von Professor Spitta ausgewählten Sprüchen. Wuchtig und gedankenreich wie eine künstlerische Zusammenfassung des ganzen Buchinhalts folgt dann das Titelblatt.

Die Burg auf dem Felsen, der Wartburg so ähnlich — und was hindert uns die Wartburg drin zu schauen —, ist die Ulrichsburg bei Rappoltsweiler, die Kirche im Schutze des Felsens mit dem breiten, festen und doch so anheimelnden Turme ist Sankt Thomas in Straßburg. Beides Stätten gut reformatorischer Erinnerung für das Land. Ueber dem Bilde schwebt der Geist des 46. Psalms: Darum fürchten wir uns nicht . . . wenn gleich das Meer wütete und wallete . . . Gott ist bei ihr darinnen . . . Gott hilft ihr frühe!

In der Nacht hatte sich das Wetter über dem Felsen, der die Kirche und auf seinem Gipfel die ragende Burg trägt, zusammen=

gezogen, und die Wellen hatten ihren tosenden Angriff immer heftiger erneut. Da bricht der Morgen herauf, siegreich, unwiderstehlich sich ausbreitend, und vor den ersten Sonnenstrahlen verzieht sich das dunkle Gewölk und glätten sich unwillig die Wasser; über dem behüteten Eiland aber erbraust der Klang der Posaunen auf- und absteigender Engel zum Firmamente empor, an dem die Sterne noch sichtbar sind, daß es die Wolke der Wolke, die Welle der Welle und eine Welt der andern verkündet: Ein feste Burg ist unser Gott.

Sehr hübsch und sinnig ist endlich das Vorwort eingerahmt, vielmehr die die Stelle eines Vorworts vertretenden wundervoll ausgewählten Sprüche von Luther, Butzer und Blaurer. Oben zeigt eine Leiste billig und recht das Bildnis Luthers, der das evangelische Kirchenlied schuf, rechts und links die Engel der Orgelmusik und des Gesanges. Unten ein überaus zierliches und liebliches Schlußstück: jubilirende Vöglein in Frühlingsblütenzweigen; darum des Konstanzer Liedersängers Johannes Zwick süßes, tiefes Wort: Sölte Vogelgsang Gottes Lob syn mögen und nit der Christen Gsang?

Was bedürfen wir weiter Zeugnis? Hier bleibt nur Ein Gedanke: Vivant sequentes! R

Offener Brief an Herrn Professor Dr. Ernst Haeckel in Jena

Halle a. S., am 25. Oktober 1899

Hochgeehrter Herr Kollege!

Diese Anrede seitens eines der „offiziellen" Vertreter der christlichen Theologie klingt Ihnen gegenüber nicht wie eine captatio benevolentiae. Im Gegenteil: sie muß Sie schmerzlich daran erinnern, daß noch immer die Vertreter der wissenschaftlichen Theologie an unsern Universitäten offiziell ebenso gut als Vertreter „der Wissenschaft" angesehen werden, wie Juristen, Mediziner, Philosophen, ja selbst Naturforscher. Dennoch ist sie als captatio benevolentiae gemeint. Mögen Ihre Wünsche hinauseilen über die Nachwirkungen des Mittelalters in unsern Universitätseinrichtungen, Sie werden dennoch, so hoffe ich, auf die faktischen Verhältnisse gesellschaftlich Rücksicht zu nehmen sich nicht weigern. Daher rechne ich darauf, daß Sie selbst dem theologischen „Kollegen," der im Interesse „der objektiven Wahrheit" Sie zu interpelliren wagt, Gehör schenken.

Ich bin gebeten worden, und zwar — erschrecken Sie nicht! — von einem nicht-theologischen Kollegen, einige horrende Behauptungen, die Sie hinsichtlich der Geschichte des Christentums in Ihrem neusten Buche („Die Welträtsel. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie," Bonn 1899) ausgesprochen haben, öffentlich zurückzuweisen. Nun weiß ich zwar sehr wohl, daß man für gewöhnlich gut thut, Dilettanten-Irrtümer nicht ernst zu nehmen. Allein das ist doch nur dann rätlich, wenn die dilettantischen Kunststücke an einem corpus vile vorgenommen werden, und wenn das Ansehen dessen, der die Irrtümer begeht, nicht groß genug ist, um seine Leser in die Gefahr zu bringen, daß sie grobe Unwissenheit bei ihm für ausgeschlossen halten könnten. Daher mag ich mich Ihrem Buche gegenüber der Bitte nicht entziehen. Doch wie ihr nachgeben? Schriebe ich einen referirenden Artikel über das, was Sie im siebzehnten Kapitel Ihres Buches über „Wissenschaft und Christentum" ausgeführt haben, so würde, fürchte ich, meine Feder mit mir durchgehn — und wer weiß, was sie dann wider meinen Willen anrichtete! Die Form des „offnen Briefes" wird mich an die Rücksichten erinnern, die ich nicht verletzen möchte. Kollegiale Rücksichten freilich werden Sie selbst so wenig begehren, als Sie sie geübt haben; aber für die Rücksicht, die ich auf die Freiheit der Wissenschaft nehme, hoffe ich bei Ihnen dankbares Verständnis zu finden.

Es liegt mir fern, die große Menge wissenschaftlich haltloser Behauptungen, die Sie in dem angeführten Kapitel ausgesprochen haben, in ihrer Gesamtheit hier vorzunehmen. Noch weniger denke ich daran, mich an den Reflexionen zu reiben, mit denen Sie Ihre Ausführungen begleitet haben: bei mehreren derselben bedaure ich die Leser, die an ihnen Gefallen finden. Nur zwei besonders wichtige Einzelheiten will ich herausgreifen, von denen ich hoffe, daß Sie ihnen gegenüber eingestehn müssen, daß Sie ein Opfer bedauerlichen Autoritätsglaubens geworden sind, Autoritäten gegenüber, die höchstens für bösartige Ignoranz eine Prämie erhalten könnten. Sie schreiben S. 360 f.:

Von den vier kanonischen Evangelien wissen wir jetzt, daß sie im Jahre 327 auf dem Konzil zu Nicäa durch 318 versammelte Bischöfe aus einem Haufen von widersprechenden und gefälschten Handschriften der drei ersten Jahrhunderte ausgesucht wurden. Auf die weitere Wahlliste kamen vierzig, auf die engere vier Evangelien. Da sich die streitenden, boshaft sich schmähenden Bischöfe über die Auswahl nicht einigen konnten, beschloß man (nach dem Synodikon des Pappus) die Auswahl durch ein göttliches Wunder bewirken zu lassen; man legte alle Bücher zusammen unter den Altar und betete, daß die unechten, menschlichen Ursprungs, darunter liegen bleiben möchten, die echten von Gott selbst eingegebnen dagegen auf den Tisch des Herrn hinauf hüpfen möchten. Und das geschah wirklich! Die drei synoptischen Evangelien (Matthäus, Markus, Lukas — alle drei nicht *von* ihnen, sondern *nach* ihnen niedergeschrieben, im Beginn des zweiten Jahrhunderts) und das ganz verschiedne vierte Evangelium (angeblich nach Johannes, in der Mitte des zweiten Jahrhunderts abgefaßt), alle vier hüpften auf den Tisch und wurden nunmehr zu echten (tausendfach sich widersprechenden!) Grundlagen der christlichen Glaubenslehre (vergl. Saladin).

Saladin (Stewart Roß) „Jehovas gesammelte Werke. Eine kritische Untersuchung des jüdisch-christlichen Religions-Gebäudes auf Grund der Bibelforschung. Zürich (Leipzig, Fleischer) 1896" habe ich nicht „verglichen." Unsre Universitätsbibliothek hat das Buch anzuschaffen nicht für nötig erachtet, und daß ich diesem Brief zu Liebe außer de Régla (vgl. unten) mir auch dieses Buch noch hätte kaufen müssen, werden Sie nicht verlangen. Dennoch thut mir meine Unbekanntschaft mit dem Buche „Saladins" deshalb leid, weil ich nun nicht feststellen kann, ob die Datirung der Synode von Nicäa, die Sie geben, der Ignoranz des Herrn Stewart Roß, oder dem Druckfehlerteufel zur Last fällt. Nach der alten Regel In dubio mitius nehme ich an, daß in Ihrem Manuskript die von jedem Schullehrbuch gebotene Jahreszahl 325 gestanden hat. Für das Uebrige ist vermutlich eigentlich Ihr Gewährsmann verantwortlich. Doch, da Sie in der Vorrede Ihre „ehrliche und gewissenhafte Arbeit" betonen, dürfen Sie es mir nicht verdenken, daß ich die Polemik gegen Ihren Gewährsmann an Ihre Adresse richte.

Sie berufen sich auf „das Synodikon des Pappus." War Pappus ein Kirchenvater? Ich kenne ihn nicht. Wir besitzen ein „Synodikon," das kurze Nachrichten über die Synoden bis (einschließlich) zur Zeit des Photius (877) bietet. Sollten Sie dies in der Geschichte der Synoden kaum eine Rolle spielende Werk als Quelle für das Nicänum von 325 verwendet haben? Ich würde es zu Ehren Ihres Verständnisses für kritische Geschichtsforschung bezweifeln, wenn nicht der erste *Herausgeber* dieses Synodikon ein Straßburger Theologe Johannes Pappus gewesen wäre (1601), und wenn nicht dies Synodikon eine Erzählung böte, die an Ihre Mitteilungen erinnert. Das Synodikon erzählt (c. 34 ed. Fabricius-Harles, Bibl. graeca XII,

371), nachdem es die Beschlüsse des Nicänischen Konzils gegen Arius und Sabellius erwähnt hat:

Die zum [Neuen] Testament gehörigen und die apokryphen Schriften hat sie [nämlich die Synode] auf folgende Weise kenntlich gemacht. Im Gotteshause legte sie sie unten nieder an dem heiligen Tisch [dem Altar] und betete, indem sie vom Herrn erflehte, daß die gotteingegebnen Schriften auf ihm [nämlich dem Tische], die unechten aber darunter gefunden werden möchten. Und so geschahs.

Sie sehen: von den Evangelien ist hier gar nicht die Rede. Die Vierzahl der Evangelien stand schon um 185 dem Irenäus von Lyon so fest, wie die Vierzahl der Himmelsgegenden (Iren. adv. haer. 3, 11, 8 ed. Massuet), und seine etwas jüngern Zeitgenossen Tertullian in Afrika und Klemens von Alexandrien urteilen ähnlich. Nur in Syrien hat man anstatt des „Evangeliums der Getrennten“ bis ins vierte Jahrhundert hinein eine Evangelienharmonie, das „Diatessaron“ des Tatian, in offiziellem Gebrauch gehabt. Aber schon der Name dieses um 180 entstandnen „Diatessaron“ weist auf die vier Evangelien zurück. Ihre Verwendung der Nachricht des Synodikon entbehrt also nicht nur jeder quellenmäßigen Grundlage, sondern ist auch in sich absolut unglaublich. Und dem, was das Synodikon wirklich sagt, geht es nicht besser. Zur Geschichte des vierten Jahrhunderts haben wir gute zeitgenössische Quellen; nirgends hören wir in ihnen, daß das Nicänum sich mit der Abgrenzung des Kanon beschäftigt hätte; eine Notiz bei Hieronymus (praef. in Judith ed. Migne X, 39), die allenfalls in diesem Sinne gedeutet werden könnte, besagt etwas Andres. Was das Synodikon erzählt, ist daher — ganz abgesehen von dem abgeschmackten modus procedendi — unhaltbar; und jene der spätern Zeit erbauliche Nachricht über die Art der Ausscheidung der Apokryphen bestätigt nur den Legendencharakter des Berichtes. Wenn es Sie Wunder nehmen sollte, daß der späte Verfasser des Synodikons eine Geschichte bietet, der nichts Thatsächliches zu Grunde liegt, so wird eine Vergleichung Ihrer Erzählung mit der des Synodikons Ihnen dies Rätsel lösen. Wenn es im erleuchteten neunzehnten Jahrhundert einem Professor der Naturwissenschaft passiren konnte, daß unter seiner Hand infolge kritikloser Anlehnung an unbekannte Zwischenglieder ein Bericht sich in so interessanter Weise erweitert hat, ists dann wunderbar, daß einem weniger gebildeten Manne des neunten Jahrhunderts verwandte Menschlichkeiten passirt sind?

Ihre Ausführungen über die apokryphen Evangelien sind Ihnen nur das morsche Sprungbrett für eine zweite, weit ungeheuerlichere Behauptung.*) Sie schreiben auf S. 377 f. — ich sehe, wie gesagt, von den unerbaulichen Reflexionen ab, mit denen Sie Ihre Behauptung umrahmen:

Wie schon vorher angeführt wurde, sind die vier kanonischen Evangelien, welche von der christlichen Kirche allein als die echten anerkannt und als die Grundlagen des Glaubens hochgehalten werden, willkürlich ausgewählt aus einer viel größern Zahl von Evangelien, deren thatsächliche Angaben sich oft unter sich nicht weniger widersprechen als die Sagen der erstern. Die Kirchenväter selbst zählen nicht weniger als vierzig bis fünfzig solcher unechter oder apokrypher Evangelien auf; einige davon sind sowohl in griechischer als in lateinischer Sprache vorhanden, so z. B. das Evangelium des Jakobus, des Thomas, des Nikodemus u. a. Die Angaben, welche diese apokryphen Evangelien über das Leben Jesu machen, besonders über seine Geburt und Kindheit, können ebenso gut (oder vielmehr größtenteils ebenso wenig!) Anspruch auf historische Glaubwürdigkeit erheben als die vier kanonischen, die sogenannten „echten“ Evangelien. Nun findet sich aber in einem jener apokryphen Evangelien eine historische Angabe, die auch durch den Sepher Toldoth Jeschua bestätigt wird, und die wahrscheinlich das „Welträtsel“ von der übernatürlichen Empfängnis und Geburt Christi ganz einfach und natürlich löst. Jener Geschichtsschreiber erzählt mit trocknen Worten in einem Satze die merkwürdige Novelle, welche diese Lösung enthält: „Josephus Pandera, der römische Hauptmann einer kalabresischen Legion, welche in Judäa stand, verführte Mirjam von Bethlehem, ein hebräisches Mädchen, und wurde der Vater von Jesus.“

Ich will diesem Abschnitt gegenüber mich bei den „vierzig bis fünfzig Evangelien,“ die „die Kirchenväter“ „aufzählen,“ nicht aufhalten, so lustig es ist, daß moderne, die zerstreuten Angaben der Alten addirende „Aufzählungen“ zu Kirchenväter-Aufzählungen avancirt sind. Die Hauptsache ist mir, was Sie über die Geburt Jesu sagen. Ich vermutete, Ihre Quelle sei das von Ihnen benutzte Buch von Paul de Régla (Dr. P. A. Desjardin) „Jesus von Nazareth vom wissenschaftlichen, geschichtlichen und gesellschaftlichen Standpunkt aus dargestellt. Aus dem Französischen. Leipzig 1894.“ Denn ich wußte aus einer Anzeige, daß auch diesem französischen Arzte, der in Jesu einen Genossen magnetischer Heilkunst bewundert, Jesus „der Sohn einer heimlichen Liebe“ ist, „oder die Folge einer That, die von unsrer heutigen Gesellschaft als Verbrechen erklärt wird“ (S. 47). Allein die fünf Mark, die ich an das Buch verschwendet habe, haben mir nur die Erkenntnis eingetragen, daß de Régla Sie nicht entlasten kann. Weitere „Quellenstudien“ hinsichtlich der Herkunft Ihrer Entdeckungen zu unternehmen, lockt mich nicht. Es ist auch unnötig: Sie werden zugeben, daß jeder rechte Gelehrte für das, was er behauptet, eintreten muß, auch wenn er die Vorarbeiten Andrer benutzt. Also wende ich mich direkt an Sie.

In welchem „apokryphen Evangelium“ haben Sie, sehr geehrter Herr Kollege, die von Ihnen so gewertete „historische Angabe“ gefunden? — Bis jetzt ist ein apokryphes Evangelium, das diese Nachricht böte, nicht bekannt. Haben Sie es bei Ihren eindringenden Forschungen gefunden, o so enthalten Sie es der Wissenschaft nicht vor! Die „offiziellen Theologen“ werden dann nicht ermangeln, sich mit „diesen historischen Angaben“ zu beschäftigen, von denen sie bisher — das ist freilich unleugbar — „sorgfältigst geschwiegen“ haben (S. 378). Oder sollte wirklich Ihre „ehrliche, gewissenhafte Arbeit“ darin bestanden haben, daß Sie kritiklos den Ausführungen eines mir unbekannten Ignoranten gefolgt sind? So bedauerlich es ist, — diese letztere Annahme ist unvermeidlich. Denn da Sie S. 379 die Erzählung von „Panthera“ als Angabe „der apokryphen Evangelien“ bezeichnen, wird die erstere Annahme unmöglich, sintemalen „die apokryphen Evangelien“ — die der Mehrzahl nach ja jedenfalls bekannt sind — die betreffende Erzählung nun einmal nicht enthalten. Es ist nicht erfreulich, einen so großen Gelehrten so großer Unselbständigkeit überführt zu sehen, obwohl sich nicht leugnen läßt, daß diese Unselbständigkeit auch versöhnende, weil entschuldigende, Bedeutung hat.

Ich trage dem eben Festgestellten Rechnung, wenn ich im Weiteren davon absehe, von Ihnen die Rechtfertigung Ihrer Behauptungen zu erbitten. Doch muß ich meine Behauptung, daß Ihr Gewährsmann oder der, den er ausgeschrieben hat, ein böswilliger Ignorant gewesen ist, Ihnen noch überzeugender beweisen. Hier ist der Beweis.

In „einem der apokryphen Evangelien,“ dem sogenannten Evangelium Nicodemi, wird erzählt, daß die Juden vor Pilatus gegen Jesus die Klage erhoben hätten, er sei ein Kind der Sünde („aus der Sünde bist du erzeugt“ cap. 2, Tischendorf, Evang. apocr. ed. alt. p. 291). Nach dem Bericht dieses (das Johannisevangelium voraussetzenden) freilich nach Tischendorf noch aus dem zweiten, doch nach Lipsius u. A. erst aus dem vierten Jahrhundert stammenden Evangeliums wird die nicht weiter begründete, aber nach dem Kontext anscheinend auf eine illegitime Verbindung Josephs mit Maria abzielende Anklage von andern anwesenden Juden widerlegt. Trotzdem liegt hier eine Stelle in „einem apokryphen Evangelium“ vor, an welcher, wenn auch in der Schale apologetischer Erzählung, der Begriff einer unehrlichen Geburt Jesu gefunden werden kann. Daher wird man, so wenig diese Stelle sonst an die „Panthera“-Geschichte erinnert, annehmen müssen, daß diese Stelle den Fabeleien Ihres Gewährsmanns über die Pantherageschichte eines apokryphen Evangeliums zu Grunde liegt. Ist dem so, so ist offenbar, daß die Böswilligkeit Ihres Gewährsmanns ebenso groß ist, als seine gewissenlose Flüchtigkeit. Oder gilt auch von ihm die Entschuldigung, die man zu Ihren Gunsten geltend machen kann — daß er von Dingen sprach, die er nicht kannte, von denen auf unsichern Ueberlieferungswegen nur eine entstellte Kunde auf ihn gekommen war? Es mag sein. Dann bleibt nur der Vorwurf auf ihm sitzen, daß er trotz seiner Unwissenheit mit so arroganter Sicherheit aufgetreten ist, daß er selbst einen Universitätsprofessor

*) Der obige Brief bringt weiterhin Erörterungen, die wir ungern auf den Tisch des christlichen Hauses legen. Daß wir es notgedrungen doch thun, dafür trägt Herr Professor Haeckel die Verantwortung.
D H

in seinen Irrtum verstricken konnte. Der Urquell der Bosheit ist dann sein litterarischer Vater oder Großvater oder — auch die litterarischen Deszendenzreihen sind ja bisweilen sehr lang — ein noch weiter zurückstehender Ahn.

Wer nun auch dieser eigentlich Schuldige sein mag, jedenfalls war er ein böswilliger — Stockjude. Es wird dies für Ihr arisches Selbstbewußtsein nicht erhebend sein. Denn nach S. 379 sind Sie davon überzeugt, daß die semitische Rasse inferior ist gegenüber der arischen. Allein man kann sich dieser Erkenntnis nicht entziehen. Man liest nämlich bei Ihnen — und nach Obigem muß dies von Ihrem Gewährsmann bezw. seinem eigentlich schuldigen litterarischen Ahn herrühren — die „historische Angabe" über Panthera werde „bestätigt" durch den „Sepher Toldoth Jeschua." In diesem Buche findet sich in der That ausführlich die von Ihnen (wenn auch nicht in den Worten dieses Buches) erzählte Geschichte (bei Eisenmenger, Entdecktes Judentum 1700 I, 105 f.) Allein was ist dieser „Sepher Toldoth Jeschua?" Im vorigen Jahrhundert hat Voltaire seinem blinden Haß gegen die jesuitische Kirche auch dadurch ein Denkmal gesetzt, daß er dies Buch für älter ausgab als die Evangelien. Gegenwärtig wird dem längst geführten Nachweise, daß der Sepher Toldoth Jeschua („das Buch der Ursprünge Jesu") eine jüdische Schmähschrift des dreizehnten Jahrhunderts ist, höchstens ein bornirter Jude sich entziehen können, und die Meinung, dies Buch könne über ein Ereignis des ersten Jahrhunderts „bestätigende" Kunde bringen, kann nur Jemand haben, der alle andern Nationen für inferior hält gegenüber der semitischen — also ein rechter Stockjude.

Sie werden selbst darüber erschrecken, daß Sie eine Schrift des Mittelalters als Quelle für das erste Jahrhundert anzuführen verleitet worden sind. Deshalb will ich zur Minderung des Schreckens Eins hinzufügen, das Ihr Gewährsmann nicht gewußt hat — vorausgesetzt, daß Sie es nicht übersehen haben. Die „Pandera"- oder richtiger „Pantheras"-Geschichte ist allerdings älter. Sie findet sich, in einfacherer Form, schon bei dem ältesten, aus der Gegenschrift des Origenes uns bekannten heidnischen Polemiker gegen das Christentum, dem Platoniker Celsus (um 180). Origenes sagt nämlich in seinem Buch gegen Celsus 1, 32:

> Doch wir wollen zurückkommen auf das, was Celsus den Juden sagen läßt. Es heißt da von der Mutter Jesu, sie sei verstoßen von dem Zimmermann, der sie geheiratet hatte, weil sie des Ehebruchs überführt war, und habe geboren von einem gewissen Soldaten mit Namen Pantheras.

Daß Celsus sich dies aus den Fingern gesogen habe, ist nicht anzunehmen; auch die „offizielle Theologie" (die dem Ursprung dieser Fabeleien nachzugehn nicht unterlassen hat; vgl. G. Rösch, Die Jesusmythen des Judentums, in den Theologischen Studien und Kritiken 1873, S. 77—115) nimmt an, daß Celsus uns hier wiedergiebt, was er von Juden seiner Zeit gehört hatte. Auf jüdische Schmähungen des zweiten Jahrhunderts geht also wirklich, ohne daß Sie dies ahnten, das Resultat Ihrer „ehrlichen, gewissenhaften Arbeit" zurück.

Daß jüdische Schmähungen des zweiten Jahrhunderts, die Matth. 1 und Luk. 2 voraussetzen, keine zuverlässige Geschichtsquelle sein können, werden Alle zugeben, die Etwas von der Methode geschichtlicher Arbeit verstehn. Ihnen liegt geschichtliche Arbeit fern — Sie nennen stets nur die Natur, nicht auch die Geschichte als die Quelle wertvoller Erkenntnis —; dennoch traue ich der Fähigkeit des Gelehrten, sich in fremde Arbeitsgebiete hineinzufinden, das zu, daß Sie nachträglich der wissenschaftlichen Kritik hier Recht geben. Nicht um die Frage der Geschichtlichkeit von Lukas 2 und Matthäus 1 handelt es sich zwischen uns, das will ich ausdrücklich betonen. Interessirt es Sie, zu wissen, wie ich darüber denke, so bitte ich Sie, in der Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 3. Aufl., Bd. IV, S. 19 nachzusehen. Darum vielmehr handelt es sich zwischen uns, ob ein normales wissenschaftliches Gewissen es leiden kann, daß man gegen die Geschichtlichkeit jener Berichte mit Argumenten operirt, die — zu geschweigen von dem bei einem gebildeten Manne auffälligen Tone derselben, der Rücksichtnahme auf das religiöse Empfinden Andrer nicht kennt, — jede Fühlung mit der wissenschaftlichen Arbeit vermissen lassen, vielmehr an die Bravourstücke eines Sonntagsjägers oder an die Heldenthaten eines Don Quixote erinnern.

Es würde mir eine aufrichtige Freude sein, wenn Ihr wissenschaftliches Gewissen Sie nötigte, öffentlich zuzugeben, daß Sie in den behandelten Ausführungen das Opfer der Anlehnung an irrende „Autoritäten" geworden sind.

Sollten Sie das nicht über sich gewinnen, so will ich damit zufrieden sein, daß wenigstens Andre diesem offnen Briefe gegenüber einsehen werden, daß Sie in dem fraglichen Kapitel Ihres Buchs weit entfernt davon gewesen sind, Resultate wissenschaftlicher Arbeit zu geben.

Wer das einsieht, wird, mag er sonst über die Zugehörigkeit der theologischen Fakultäten zum Universitätsorganismus denken, wie er will, davon sich überzeugen, daß diese Zugehörigkeit jedenfalls so lange unentbehrlich ist, so lange Angehörige andrer Fakultäten in so eklatanter Weise, wie Sie es gethan haben, eine Rektifikation von theologischer Seite im Interesse der „objektiven Wahrheit" nötig machen. Daher erinnere ich mich auch am Schlusse meines Briefes des Bandes der Kollegialität, das uns verbindet, und zeichne als

Ihr in kollegialer Hochachtung Ihnen ergebner
Dr. Friedrich Loofs,
Professor der Kirchengeschichte

Der sozialdemokratische Parteitag

Selten ist ein sozialdemokratischer Parteitag mit solcher Spannung von allen Seiten erwartet worden, wie der, der in der zweiten Woche des Oktobers in Hannover stattgefunden hat. Nach den Ankündigungen, die von einigen Seiten in der Partei ausgegangen waren, war man berechtigt, ein großes Ketzergericht mit Verdammung und Ausschluß der Andersgläubigen zu erwarten. Von einer „reinlichen Scheidung," die bevorstehe, von der „Ausrottung" alles Opportunismus, von einem „Ausfegen mit eisernem Besen" und von Derartigem mehr war so oft und so leidenschaftlich gesprochen worden, daß man wohl eine große Aktion der Linken gegen die Bernsteinianer erwarten durfte. Und auch, wer auf solche Ausbrüche nicht viel Gewicht legte, mußte doch gespannt sein auf die Entscheidung der großen Fragen, die nun seit Jahren die Partei immer lebhafter und heftiger durchzittert hatten. Von der Mauserung der Sozialdemokratie ist zu oft in den letzten Jahren die Rede gewesen; Bernsteins Broschüre mit ihrer Mahnung: Wage zu scheinen, was du bist! schien anzuzeigen, daß sie bei einem Teile thatsächlich endgiltig vollzogen sei. Nun sollte der Parteitag selbst sein Urteil sprechen, wie er, d. h. wie die offizielle Partei zu dieser Mauserung stehe, ob sie sie anerkennen und die nötigen Folgerungen daraus ziehen wolle oder nicht.

An der Beantwortung dieser Frage hängt die Zukunft der deutschen Arbeiterbewegung, die Zukunft unsrer innern Politik und damit die Zukunft unsers deutschen Volkes überhaupt. Daß die orthodox-marxistische Theorie und die darauf aufgebaute Taktik wohl Glänzendes geleistet hat in der Aufrüttlung, Sammlung und Organisirung der Arbeiterklasse, daß sie aber zur Trägerin einer positiven, aufbauenden Politik einer großen Partei unfähig ist, das ist die einmütige Ueberzeugung aller Sozialpolitiker in Deutschland von Berlepsch bis Sombart und darüber hinaus bis weit in die Reihen der Sozialdemokratie hinein. Auf diese orthodox-marxistische Theorie aber ist die heutige Sozialdemokratie nun einmal gegründet worden; und die große Frage der Zukunft ist, ob es möglich ist, daß eine große Partei so ganz und völlig ihren Ursprung vergessen kann, wie es nötig wäre, wenn sie wirklich ersprießliche positive Arbeit thun wollte. Beim Zentrum haben wir ja wirklich etwas Aehnliches erlebt. Wer hätte zu Bismarcks und Windthorsts Zeiten ahnen können, daß das „reichsfeindliche" Zentrum uns Soldaten und Kriegsschiffe bewilligen würde! Kann man hoffen, daß die nächste Generation der Sozialdemokratie einen ähnlichen Weg gehn wird, oder muß man den schweren Versuch unternehmen, auf neuer Grundlage eine neue Arbeiterpartei ins Leben zu

rufen, unter deren Leitung die Arbeiterklasse erst fähig wird, wirksam positive Politik zu treiben? — Mit dieser Frage auf dem Herzen haben wir unter der Rednertribüne in Hannover gesessen und uns dort Antwort zu holen versucht.

Wer die Entwicklung der Sozialdemokratie seit dem Erlöschen des Sozialistengesetzes kennt, dem kann nicht zweifelhaft sein, daß die „opportunistische“ Richtung in der Partei, wie sie von ihren Gegnern genannt wird, außerordentliche Fortschritte gemacht hat. Wenige Wochen vor dem Parteitag sind die Reden in zweiter Auflage erschienen, die Georg von Vollmar im Sommer und Herbst 1891 „über die nächsten Aufgaben der deutschen Sozialdemokratie“ gehalten hat (Verlag von M. Ernst, München, 40 Pfg.). Damals stand er in seiner Partei ganz allein, ein einsamer Kämpfer für praktisch-politische Arbeit, der nur durch die Energie seines persönlichen Auftretens das Mißtrauensvotum, das ihm erteilt werden sollte, noch eben zurückschlagen konnte. Und heute ist er der Führer einer ganzen Schaar jüngerer Parteigenossen, die in Wort und Schrift seine Gedanken vertreten, heute zählt man ganz allgemein die Bayern, Badenser und Hessen zu seiner Gruppe, ja, es konnte sogar einer seiner Anhänger auf dem Parteitag ganz offen erklären: 1891 stand Vollmar noch ganz allein; heute hat die ganze Partei die Vollmarsche Taktik angenommen. Das ist natürlich übertrieben, zeigt aber doch, wie zuversichtlich die Stimmung auf dieser Seite ist. Dem entspricht durchaus der eigenartige Verlauf, den die Debatte über die Angriffe auf das Programm und die Taktik der Partei in Hannover nahm. Auf allen Parteitagen, wo man ähnliche Fragen angeschnitten hatte, standen Vollmar und seine Freunde in der Verteidigung. Sie waren irgend welcher Verstöße gegen das Parteiprogramm angeklagt und mußten beschwichtigen, Mißdeutungen aufklären, ihre Uebereinstimmung mit den Grundanschauungen und letzten Hoffnungen der Partei immer wieder betonen, um ihre Stellung nur eben behaupten zu können. In Hannover bot sich ein andres Bild. Zwei Tage lang waren nur die unpersönlichen Theoreme des Marxismus Gegenstand der Erörterung: die Verelendungs-, die Konzentrations-, die Zusammenbruchstheorie. Statistische Zahlenreihen waren das Material, mit dem man kämpfte. Die Redner der Linken, die hauptsächlich zu Worte kamen, waren so zahm, so bescheiden in ihren persönlichen Ausfällen, wie es kein Mensch von ihnen erwartet oder gerade bei ihnen überhaupt für möglich gehalten hatte. Eine ganze Reihe von Rednern war in sich gespalten: man griff Bernstein an und wollte doch andrerseits das alte Programm auch nicht ganz verteidigen; und viele Redner traten offen für Bernstein und seine Gedanken ein. Die Schlacht stand, es war ungewiß auf wessen Seite der rednerische Sieg sich wenden würde. Da griffen am Donnerstag Nachmittag die angesehensten Vertreter des rechten Flügels ein: mit scharfer, schneidender Kritik gingen sie ihrerseits zum Angriff vor. Ehrhardt aus Ludwigshafen, ein Urbayer von herzerfrischender Grobheit, griff den alten Liebknecht mit rücksichtslosester Schärfe an. Ignaz Auer, der Parteisekretär, folgte ihm: mit Hohn und Spott überschüttete er Bebel wegen seiner mißglückten Prophezeiung des großen Kladderadatsch auf das Jahr 1898 und blamirte den alten Liebknecht als einen Mann, der selber nicht mehr weiß, was er sagt oder schreibt. Zum Schluß kam dann Vollmar, mit der ganzen souveränen Verachtung, die ihm eigen ist, die Abfertigung der Gegner vollendend: „Der Angriff der Parteieiferer und Parteieiniger ist in einer Weise abgeschlagen, wie noch nie zuvor,“ darin faßte er zutreffend das Ergebnis der zweitägigen Debatte zusammen. Dieser Donnerstag Nachmittag, der dramatische Höhepunkt des Parteitags, war rednerisch unbestritten ein voller Sieg der Vollmarianer, mit ihm schloß die Debatte, und die ungeheure Erregung der Kämpfenden entlud sich in einer Unsumme persönlicher Bemerkungen, die noch eine volle Stunde in Anspruch nahmen.

So zeigte die Debatte den rechten Flügel in einer Machtstellung, wie noch nie zuvor. Das ist sehr viel im Vergleich mit dem, was früher war; aber es ist noch sehr wenig, wenn man die Frage stellt, ob dadurch die politische Haltung der Partei in wesentlichen Punkten geändert sei. Das ist durchaus noch nicht der Fall. Die Bernsteinianer sind nunmehr zwar als vollberechtigte Mitglieder der Partei anerkannt: man hat sie nicht auf das „Programm,“ sondern nur noch auf die „Grundanschauungen“ der Partei verpflichtet, und diese Verpflichtung haben sie sehr leichten Herzens auf sich genommen. Man kann nicht mehr drohen, sie aus der Partei ausschließen zu wollen; aber die Mehrheit haben sie in der Gesamtpartei immer noch nicht. Es mag sein, daß sie auf dem Wege dazu sind; es mag sein, daß man ihren Gedanken auf die Dauer nicht widerstehn kann — Bebels Resolution enthält in der Frage der Beteiligung an den Landtagswahlen und in der Wertung der Genossenschaften so starke Zugeständnisse, daß mancher Radikale um dieser Sätze willen gegen die Resolution gestimmt hat —, aber zur Zeit ist es immer noch eine Minderheit, die sie vertreten. Und deshalb soll man nicht allzuviele Hoffnungen auf sie setzen.

Das zeigte sich gleich sehr deutlich bei der Behandlung der Frage, die Max Schippel durch einige Aufsätze angeregt hatte, und die auch in Hannover zum Austrag gebracht werden sollte, der Frage nach der Stellung zum „Militarismus.“ Man darf wohl sagen, daß — alle Kritik an ungesunden Einrichtungen im Einzelnen vorbehalten — die bejahende Stellung zu den Bedürfnissen der Vaterlandsverteidigung und der überseeischen Machtstellung des Schibboleth ist, durch das die Parteien, die erfolgreiche Politik treiben wollen, sich von den reinen Oppositionsleuten scheiden. Erreichen kann bei unsern heutigen politischen Verhältnissen nur der Etwas, der in diesem Punkte unbedingt sicher und zuverlässig ist. Und hier hat die Sozialdemokratie mit überwältigender Mehrheit versagt. Man dachte gar nicht daran, die Gründe sachlich zu prüfen, die Schippel zu Gunsten des stehenden Heeres anführte; man beschimpfte und verlästerte den Mann, der solches sagte, und hörte auf seine Worte nicht. Vor allem war es Bebel, der in der maßlosesten Weise seiner Wut die Zügel schießen ließ; aber auch Andre waren nicht viel höflicher. Der unparteiische Beobachter hatte den Eindruck, daß gegen den Menschen Schippel aus unbekannten Gründen sich eine solche Masse von Haß und Groll angesammelt hatte, daß die Gedanken des sehr kundigen und fein gebildeten Politikers Schippel überhaupt nicht mehr angehört wurden. Aber mag man diese persönliche Seite der Sache auch als Milderungsgrund ansehen, Thatsache bleibt doch, daß in Hannover wieder für lange Zeit jedes Paktiren mit dem Militarismus in leidenschaftlichster Weise verdammt worden ist. Und wer die Existenzbedingungen moderner Staaten kennt, der weiß, daß damit wieder für lange Zeit die gänzliche politische Erfolglosigkeit der Sozialdemokratie besiegelt ist. Auch der rechte Flügel der Partei hat in dieser Frage nicht gewagt, mit seiner Auffassung ganz klar herauszutreten. Auer und Heine deuteten beide an, es könne eine Zeit kommen, wo man sich zu den militärischen Fragen anders stellen müsse; beide aber beeilten sich auch, hinzuzufügen, daß sie „diesem System“ nie und nimmer Etwas bewilligen würden. So wurde denn die Verdammung des Militarismus fast einstimmig und die Verurteilung Schippels wenigstens mit sehr starker Mehrheit angenommen.

Damit hat der Hannoversche Parteitag gezeigt, daß die Wandlung in der Sozialdemokratie nicht so schnell vor sich gegangen ist, wie Manche von uns es wohl geglaubt, und wie Viele es gewünscht haben. Deshalb soll man nun aber doch nicht sagen, daß dieser Wandel überhaupt nicht vorhanden sei. Er zeigt sich vielmehr an allen Punkten.

Es giebt ja freilich eine ganze Anzahl echt orthodoxer Marxisten, die in schlagendster Weise dieselben Charakterzüge an sich zeigen, die sie so oft bei den Kirchlich-Orthodoxen verspottet haben. Das sind teils die Alten, wie Liebknecht, die schon vor fünfundzwanzig Jahren versteinert sind, teils Theoretiker wie Kautsky, die durch jahrezehntelanges Nichts-als-Marx-Studium den Blick für freie Wissenschaftlichkeit verloren haben, teils endlich auch ganz junge Genossen und Genossinnen, die mit dem Radikalismus der Jugend die Unkenntnis des wirklichen Lebens verbinden. Bei ihnen Allen sind Marx und Engels unerschütterliche Autorität. Theoretisch zwar wird im allgemeinen ihre Irrtumsfähigkeit nicht geleugnet; aber an jedem einzelnen Punkte, um den gestritten wird, wird doch ihre Stellungnahme verteidigt und die Autorität „unsrer Alten“ — den Ausdruck

brauchten sowohl Kautsky als Bebel; wer dächte da nicht an Irenäus oder Luthardt! — geschätzt. Als ein Redner gar behauptet hatte, Marx habe die materialistische Geschichtsauffassung schon philosophisch fertig gehabt, ehe er sie geschichtlich zu beweisen versucht habe — eine unbestreitbar richtige Behauptung! —, da fand Bebel darin eine schwere Beleidigung, um so verwerflicher, als der tote Marx sich nicht mehr verteidigen könne! Und Liebknecht brachte schließlich, als aller Theorienkampf Nichts helfen wollte, das echt kirchlich-orthodoxe Argument zur Geltung: wenn diese Theorien fallen, dann fällt der ganze Glaube hin, mit dem die Massen an ihrer Zukunftshoffnung halten.

Aber auch schon diese orthodoxen Marxisten mußten gewaltige Zugeständnisse machen. Sie halfen sich, wie alle Orthodoxen in ähnlicher Lage thun, mit Umdeuten der alten Autoritäten. Nur daß das, was hier umgedeutet wurde, das Erfurter Programm war, das erst acht Jahre alt ist, und das einer von ihnen, Karl Kautsky, selber verfaßt hat. Niemals vielleicht ist ein Mensch seinem eignen Schriftstück gegenüber so sehr zum Sklaven geworden, wie hier Kautsky gegenüber seinem durch Konzilsbeschluß zum Dogma erhobnen Programm. „Wachsende Zunahme des Elends, des Druckes, der Knechtung, der Erniedrigung, der Ausbeutung" (Verelendungstheorie): das soll nun auf einmal nur heißen, daß das Einkommen der Arbeiter verhältnismäßig langsamer steigt als das der Unternehmer, einen andern Sinn sollen jene Worte niemals gehabt haben! Das ist eine Probe dieser orthodox-marxistischen Auslegungskunst, die sich getrost Allem an die Seite stellen kann, was an Evangelienharmonien und Aehnlichem bisher geleistet worden ist. Aber diese Umdeutungen, dies Uebertragen absoluter Aussprüche ins Relative, dies einfache Ableugnen dessen, was man früher gesagt hat, das Alles ist doch ein Zeichen, daß auch innerhalb dieser orthodoxen Gruppe die alten Anschauungen allmählich unterspült und ausgehöhlt werden. Eine Wissenschaft, die nur von Traditionen, Autoritäten und Umdeutungen lebt, hat heutzutage sicher die Zukunft nicht für sich!

Viel weiter ist die Revolutionirung der marxistischen Köpfe schon bei den Andern gegangen, die nicht so orthodox veranlagt sind. Die materialistische Geschichtsauffassung wird nicht mehr voll verteidigt. „Für die höheren Ideologien in Wissenschaft, Kunst und Philosophie ist die Zurückführung auf die wirtschaftlichen Verhältnisse unmöglich," sagte Woltmann aus Elberfeld, und: „Im Grunde genommen sind wir Alle Ideologen," sagte Katzenstein aus Mannheim, im Uebrigen ein Gegner Bernsteins. Und sehr oft wurde betont, daß man auch innerhalb der sozialdemokratischen Agitation auf die Ethik nicht verzichten könne. — Damit fällt die Hoffnung auf eine nahe Erreichung des „Endziels." Weite Kreise innerhalb der Sozialdemokratie befinden sich jetzt etwa in der Situation jener alten Christen, die zu ihren Propheten sagten: „Wo ist die Verheißung seiner Wiederkunft? Seit der Zeit, daß die Väter schlafen gegangen sind, bleibt ja Alles so, vom Anfang der Welt her" (2. Petri 3, 4). Man glaubt nicht mehr, daß die große Zukunft so bald kommen wird; man warnt, wie z. B. Frohme, direkt davor, falsche Hoffnungen in den Arbeitern zu erwecken, oder verspottet, wie Auer, „als ungläubiger Thomas" den Zukunftsglauben Bebels und den stürmischen Anmarsch Stadthagens „mit der Fahne und dem daran bammelnden Endziel." Man wendet sich lieber der Gegenwartsarbeit zu, mit der man Etwas zu erreichen glaubt. So war bezeichnend für die Stellung der Einzelnen, wie sie über die Genossenschaften dachten: wer noch Glauben an das Endziel hatte, wandte sich stolz von ihnen ab; wer in diesem Punkte still Verzicht geleistet hatte, war hingegangen und hatte Konsumvereine gegründet. An der Genossenschaftsfrage schieden sich diesmal die Geister, wie früher an der Gewerkschaftsfrage.

Dem allen entspricht ein starkes Zurücktreten des theoretischen Interesses bei den vornehmlich praktisch Arbeitenden; Auer, der Parteisekretär, und von Elm, der Gewerkschaftsführer, waren die klassischen Beispiele dafür. Mit verblüffender Offenheit und cynischstem Sarkasmus führte Auer aus, wie seine Vorbildung nicht ausreiche, so schwierige Dinge wie „Dialektik der Begriffe" und „Entwicklung in Gegensätzen" zu verstehn. Bei Andern wieder, die mehr theoretisches Interesse haben, zeigen sich Ansätze zu einer neuen Theorie: so bei David und Woltmann. Auch Bernsteins Buch ist ja nichts Andres als ein erster Ansatz einer neuen theoretischen Wertung der Gegenwartsarbeit, die man schon länger praktisch geleistet hatte. Das Kühnste aber und Unmarxistischste nach dieser Richtung hin hat der frühere Theologe Pëus geäußert, der ganz modern den Staat nicht mehr als starren Klassenstaat begriff, sondern als ein Werdendes, sich Entwickelndes: zur bestehenden Gesellschaft, die wir stürzen wollen, gehören wir selber mit, und es kann nur unsre Aufgabe sein, innerhalb dieser ganzen bestehenden Gesellschaft für den Arbeiter möglichst viel Macht zu erkämpfen. Damit ist freilich der letzte Rest von Marxismus gefallen, und die Bahn für eine praktische Mitarbeit an der Entwicklung des Gegenwartsstaates ist frei.

So zeigt sich doch, daß innerhalb der Sozialdemokratie ein Menschenmaterial heranwächst, das fähig ist, untheoretische, vorurteilsfreie Gegenwartspolitik zu treiben. Nur daß dies Heranwachsen nicht in dem Tempo vor sich geht, das man gelegentlich dafür geweissagt hat. Es ist keine Frage, daß Nichts diesen Prozeß so sehr beschleunigen würde, wie ein Entgegenkommen von oben, ein ernstlich soziales Wollen der Regierung. Ob dann der derzeitige, auf den Marxismus hin begründete Parteiverband die Organisation ist, innerhalb deren diese Kräfte voll zur Entfaltung kommen können, das ist eine Frage, in deren Beantwortung wir immer zweifelhafter werden, über die aber erst die Zukunft endgiltig entscheiden kann. Maurenbrecher

---

Verschiedenes

Zur österreichischen Bewegung. Der Wiener Oberkirchenrat hat für das erste Halbjahr 1899 eine Zusammenstellung der Uebertritte zur evangelischen Kirche veröffentlicht. Damit gewinnen wir eine gute Uebersicht über die bisherige Ausdehnung der Bewegung. Es sind von der römisch-katholischen Kirche zur evangelischen Kirche beider Bekenntnisse übergetreten 3275 Personen. In normalen Zeiten fanden in einem Halbjahre 656 Uebertritte statt; es sind also 2619 der „Bewegung" zu verdanken. Auf 436000 evangelische Bewohner jährlich durchschnittlich $2 \times 656 = 1312$ Uebertritte, ist eine ungewöhnlich hohe Zahl. Wenn wir bedenken, daß dieselbe evangelische Kirche jährlich etwa 500 Personen durch Austritte verliert, so bestätigt sich die oft gemachte Beobachtung, daß in Oesterreich die Konfession gar leicht gewechselt wird. Die altkatholische Kirche Oesterreichs hat bis Ende September durch Uebertritte 1194 Seelen gewonnen. Das macht mit den obigen 2619 rund 3800 Personen, die bis jetzt nachweisbar sich einer andern kirchlichen Gemeinschaft angeschlossen haben. Nun haben sich nach einer Angabe, die verbürgt scheint, im ersten Halbjahre 3252 Personen dem Abgeordneten Schönerer zum Austritt aus der römischen Kirche verpflichtet. Die wirkliche Zahl der Austritte ist größer; sie wird an 5000 heranreichen. Es bleiben also noch etwa 1200 Personen, die zwar ausgetreten, aber einer bestimmten Konfession bislang nicht beigetreten sind. Aus dieser Zahl werden im zweiten Halbjahre die Eintritte in die evangelische und altkatholische Kirche stammen. Damit ist die eigentliche Bewegung wohl abgeschlossen. Es bleibt nun zu beobachten, wie weit die große ruhende Masse des Volkes berührt worden ist, und wie weit die aus Ueberzeugung Uebergetretnen auf die Zurückgebliebnen einwirken können.

Die größten Zuwachszahlen (man vergleiche Chronik Nr. 39) entfallen auf Wien (786) und Nordböhmen (1394). Daneben hat in den Landeshauptstädten Brünn, Graz, Linz, Salzburg, Innsbruck, auch Prag eine Zunahme der Uebertritte stattgefunden. Völlig versagt hat die ultranationale und protestantenfreundliche Stadt Reichenberg; auch von Karlsbad haben wir nach so vielen in die Welt gesandten Nachrichten mehr als 42 Uebertritte erwartet. Von eigentlichen Landgemeinden haben gewonnen: Hermannseifen in Böhmen 142; dorthin ist der Industrieort Oberlangenau eingepfarrt; Wald in Steiermark 80, die zumeist auf die Bergakademie Leoben entfallen. Die Landbevölkerung mit ihrer antirömischen Gesinnung und oft unbefriedigten Religiosität hat sich also bislang noch wenig gerührt.

Wesentlich anders lauten die Berichte des Lic. Everling aus Krefeld (Los von Rom? Eine Studienreise nach Oesterreich. München, Lehmann, 1899. 60 Pf.). Der Verfasser hat Ende April einen Husarenritt nach Oesterreich gemacht und vielerorten für kurze Zeit die Herzen gefangen genommen. Das Ende war, wie bekannt, seine Verhaftung in Wien, die Beschlagnahme der bei ihm vorgefundnen Aufzeichnungen und seine Zurückbeförderung über die Grenze. Der Bericht ist frisch geschrieben, und die Reise hat, wie wir bezeugen können, eines Eindruckes auf die zunächst beteiligten Kreise nicht verfehlt. Die jugendliche Begeisterung für die Sache, die dem Oesterreicher sympathische rheinische Art, die gleiche Fähigkeit leichtes und ernstes Gespräch zu beherrschen, auch die frische Draufgängerart — das alles hat ihm die Thüren geöffnet. Diese Augenblickserfolge haben aber leider zu jener optimistischen Berichterstattung geführt, die bei der Beurteilung der Bewegung an der Tagesordnung scheint. Die kleinen rührenden und

schönen persönlichen Erlebnisse sind nicht das Entscheidende; sie beweisen nur die größere Empfänglichkeit des Deutsch-Oesterreichers für alles momentan Begeisternde. Wer immer den Versuch macht, durch den Augenschein von den Dingen in Oesterreich sich und Andre zu unterrichten, dem wünschen wir die begeisterungsfreudige Everlingsche Art; aber daneben die Fähigkeit, ganz nüchtern die Kräfte abzuwägen, die in solchen Bewegungen maßgebend sind. Es fehlt in Oesterreich aber noch die Kraft der Erkenntnis, wie viel Unheil ihnen von Rom beschert wird; durch irgend einen Priester, der plötzlich sein treu deutsches Herz entdeckt, lassen sie sich wieder herumholen. Es fehlen auch die in dieser Frage führenden Persönlichkeiten, Geistliche oder Laien. Die Bewegung ist das Symptom von Stimmungen, die im Lande herrschen. Sie sind wertvoll für die Zukunft und sollen gepflegt werden; aber zu wirklicher That fehlt die klare Erkenntnis der Lage. Diese muß immer mehr gefördert werden, und der Verfasser möge von dem, was er vielleicht nicht ausgesprochen hat, bei Gelegenheit recht ausgiebigen Gebrauch machen.

Bräunlich (Heft 2 der Berichte über die Los-von-Rom-Bewegung. München, Lehmann 1899. 60 Pfg.) hat wieder fleißig gesammelt, Stimmen Suchender vor der Bewegung, Stimmen Uebergetretener, sowie die Aeußerungen katholischer Zeitungen und Broschüren. Auch von den durch die Bewegung hervorgerufnen Liedern giebt er eine Probe. Sein Standpunkt ist noch der alte begeisterte Optimismus. Er glaubt an eine baldige Wiedergeburt des deutschen Volkstums in Oesterreich, und in diesem Glauben freut er sich jeder zustimmenden Aeußerung.

Der Vollständigkeit halber sei eine Broschüre von Dr. Karl Walcker (Oesterreichs evangelische Bewegung und sein Staatsinteresse. Göttingen, Wunder 1899. 60 Pfg.) erwähnt. Der Verfasser scheint in Zeitfragen gern das Wort zu nehmen. Sein Gedanke ist: Der österreichische Staat ist nicht in Auflösung begriffen, und ein zunehmender Protestantismus in Oesterreich kann dem Staatswesen unmöglich schaden. Richtige Gedanken, aber oft wunderlich eingekleidet.

Dagegen sei allen Freunden der Bewegung der Bericht von Dr. H. G. Schmidt (Anfänge der österreichischen Los-von-Rom-Bewegung. Leipzig, Buchhandlung des Evangelischen Bundes 1899. 60 Pfg.) empfohlen. Wir nehmen zunächst an, daß der Verfasser autorisirt war, uns so sehr seine Beziehungen zu Männern des Evangelischen Bundes und die Fäden seiner Werbethätigkeit aufzudecken. Es ist uns das sehr interessant; aber es wird doch auch von andern Leuten gelesen. Er hat Nordböhmen bereist und berichtet uns über die dort gewonnenen Eindrücke. Und wir müssen sagen: es ist das Unbefangenste und Beste, was wir über die Bewegung selbst bisher gelesen haben; ehrliche Begeisterung und offne Kritik sind miteinander verbunden. Er erzählt uns manchen Zug, über den Andre hinweg gesehen haben; er hat ein Auge für den österreichischen Typus und hat sich am wenigsten täuschen lassen. Nur zweimal hat er sich doch getäuscht. Jener Geistliche einer deutschen evangelischen Gemeinde, der sich Seite 33 für einen Ungarn ausgab, ist selbstverständlich ein Tscheche gewesen. Ferner erzählt er Seite 39, wie er nach einer begeisterten nationalen und religiösen Ansprache gewarnt worden sei vor Geheimagenten. Da gewinnt es den Anschein, als halte er den Warner für einen eingeweihten Freund, einen Nikodemus, der sich nur nicht zu zeigen wagte. Nein, Herr Doktor, der Warner war ein Polizeiagent! Die österreichische Polizei ist die liebenswürdigste der Welt. Ihr liegt nicht immer daran, ihr Opfer zu fangen; sie will sie lieber auf dem kürzesten Wege los werden. Der Geheimagent konnte sich sein Geld ja nicht schneller verdienen, als so, daß er Sie ganz freundlich am Rocke zupfte und warnte: „Lieber Freund, man ist dir auf der Spur!" Das sind scharmante Leute; Herr Everling ist ja auch ganz entzückt gewesen über die Ehre, die ihm auf der Wiener Polizei zu teil geworden ist. — Diese kleine Unkenntnis des österreichischen Polizeiwesens hindert uns nicht, nochmals anzuerkennen, wie treffend manches Urteil in dem Schriftchen ist, und wie gut es über die Stimmung orientirt, die den Deutschösterreicher charakterisirt. Schmidt scheint nicht Geistlicher zu sein, wenigstens nicht im Amte zu stehen. Es muß leider gesagt werden, daß dieser Umstand sein Urteil unbefangner macht. Gr

Aus Oesterreich. (Willkürliche Handhabung des Vereinsgesetzes.) Nach dem österreichischen Vereinsgesetze ist es nichtpolitischen Vereinen streng verboten, Fragen politischer Natur in ihren Versammlungen zu erörtern oder darauf bezügliche Beschlüsse zu fassen. Wiederholt ist es vorgekommen, daß der Regierung mißliebige, besonders nationale Vereine aufgelöst wurden, weil die Behörden in der Stellungnahme zu nationalen Fragen ein Betreten des politischen Gebiets und sohin ein Ueberschreiten des satzungsmäßigen Wirkungskreises erblickten. Dieses Schicksal hatten z. B. der „Schutzverein für Deutsche," der „Germanenbund," der „Verein deutscher Landwirte," der Bund alter Burschenschafter „Wartburg" und im heurigen Jahre unter andern auch der Wiener „Verein evangelischer Glaubensgenossen" wegen seiner Stellungnahme zur Uebertrittsbewegung (vgl. Christliche Welt Nr. 17, Sp. 400).

Andre, der Regierung angenehme Vereine hingegen können ungehindert auch zu politischen Fragen Stellung nehmen. So werden gegenwärtig in Wien von dem „katholischen Jünglingsverein vom heiligsten Herzen" eine Reihe von Vorträgen durchaus politischer Natur angekündigt, unter andern folgende:

„Ist die Sozialdemokratie imstande, die materielle Lage der arbeitenden Stände zu heben?" — „Die Aufhebung des Kirchenstaates, ein Unglück für Italien" — „Berechtigtes und Unberechtigtes in der Sprachenfrage" — „Die Nationalitätenfrage" — „Die Aufhebung der interkonfessionellen Gesetze, eine staatsrettende That" — „Welche sind die Totengräber Oesterreichs." — Die Redner sind vielfach Abgeordnete, hervorragende Persönlichkeiten der christlichsozialen und katholischen Partei.

Auf den Maueranschlägen, mit denen der Verein zu diesen Vorträgen einladet, heißt es unter anderm wörtlich:

„Christliches Volk! Seitdem die Parole »Los von Rom« und »Los von Oesterreich« aus dem Munde von Christushassern und Hochverrätern erschallt, ist es Aufgabe der christlichen Bevölkerung, sowie der Dynastie treuer Oesterreicher, durch die Liebe zu Kirche und Vaterland den Beweis zu liefern, daß sie Nichts gemein haben mit den Totengräbern von Thron und Altar."

Gegen diese öffentliche Beschimpfung österreichischer Staatsbürger wie gegen jene politische Vereinsthätigkeit des katholischen Jünglingsvereins haben anscheinend die Behörden Nichts einzuwenden; wenigstens ist von einem Einschreiten derselben Nichts bekannt geworden.

— So eine Zuschrift aus Oesterreich, die wir gern abdrucken. Nicht daß wir uns über die so verschiedne Anwendung der vorhandnen Gesetze wunderten. Denn das findet sich in allen Staaten. Wer die Gewalt hat und hat Ursache dazu, thut auch den besten Gesetzen Gewalt an. Höchst interessant aber ist das oben gesperrt gedruckte Thema, über das man im katholischen Jünglingsverein diskutirt: Aufhebung der interkonfessionellen Gesetze. Durch diese Gesetze wird die Freiheit des Uebertrittes gewährleistet. Uns scheint, als habe der Oberkirchenrat diese Aufhebung gefürchtet, als er seine vielbesprochnen Verfügungen herausgab. Auf Grund des § 14 konnte die Regierung das leicht machen. Und wir dürfen nicht vergessen, daß auch der jetzige Reichsrat in seiner Mehrheit für die Aufhebung zu gewinnen wäre. Das ist zwar augenblicklich nicht zu befürchten, aber im Auge zu behalten. Darum warnen die wahren Freunde der Bewegung vor allem Demonstrativen. R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Hamburg. Montag, den 27. November, 8 Uhr, in Mosers Hotel, Rathausmarkt: Die Bibel im evangelischen Glauben und in der theologischen Wissenschaft. (Rolffs-Stade.)

Hannover. Mittwoch, den 15. November, 5 Uhr, im Hause der Väter, Langelaube 3, im oberen Saale: 1. Arbeiterstimmen über die Bibel. 2. Eisenach.

Goslar. Mittwoch, den 15. November, nachmittags 5 Uhr in Pauls Hotel (Achtermann): 1. Pastor Bormann-Goslar über „Die Grenzen unsers Wissens und das Christentum." 2. Besprechung über die weitere Ausgestaltung der Vereinigung.

Magdeburg. Mittwoch, den 15. November, 3 Uhr, bei Wuthe, Hasselbachstraße 1: Die Eisenacher Zusammenkunft.

Kirchlich-Theologische Konferenz für die Provinz Brandenburg

Erste öffentliche Versammlung Mittwoch, den 15. November, vorm. 9 Uhr im Architektenhause. Programm siehe Nr. 41 u. 43.

Unsern Freunden die Nachricht, daß unsre liebe Tochter **Anni** heute, durch einen sanften Tod, von ihrem langen Leiden erlöst wurde.

Professor **Hermann Schultz** und **Frau**

Göttingen, 3. November

Hauslehrer,

cand. theol. oder phil., musik., der sich auf 1—2 Jahre binden kann, für

zwei Knaben
(Quinta)

zu sofortigem Antritt gesucht. Angen. Stellung. Freie Reise. Offerten mit Gehaltsansprüchen erbeten an

F. Schindler,
Brauerei Champêtre b. Riga.

Verwaister oder verlassener Knabe,

nicht unter 6 Jahren, würde ohne Entgelt liebevolle Aufnahme und Erziehung finden in einer Stadt Westdeutschlands. Näheres durch Pfarrer **Rade.**

Zu verkaufen.

Christl. Welt, Jahrg. 1 u. 2 gebunden, Jahrg. 3 ungebunden und Jahrg. 4 Nr. 1—26. Adr. mit Preisangebot an den Herausgeber dieses Blattes.

Glas-Christbaumschmuck.

Neuheiten: Baumspitze mit blüh. Blumen, Engel, Eiszapfen, Weihnachtsmann, besponnene Sterne, leuchtende Kugeln, Vögel in allen bunten Farben, Früchte u. s. w. Sortirte Kiste 280 Stück Mk. 4.90 franko Nachn. Versand geschieht bis 20. Dezbr.

Edmund Greiner Sixer,
Neuhaus a. Rennweg (Thür.).

Herausgeber Fr. Naumann
national-
Die Hilfe
-sozial!
Postbezug: viertelj. 1,50 M

Orientphotographien der

Kollektion Hentschel.

Viele Neu-Aufnahmen.
Vollständiger **reich illustrirter Katalog**
soeben erschienen und **kostenlos** zu haben.

Kunstverlag Bruno Hentschel,
Leipzig, Roßstr. 9.

Bekanntmachung.

An der hiesigen St. Katharinen-Kirche ist die **Oberpfarrerstelle** alsbald neu zu besetzen.

Diese Stelle gehört zur Klasse III des § 2 des Pfarrerbesoldungsgesetzes vom 2. Juli 1898 und erhält, vorbehaltlich der Genehmigung des Konsistoriums, einen festen Zuschuß von 730 Mk. jährl.

Der bisherige Inhaber der Stelle hat außerdem für die Verwaltung der Katharinenkirchenbesoldungskasse eine Renumeration von 192 Mk. bezogen.

Geeignete Bewerber wollen ihre Meldungen mit Lebenslauf und Zeugnissen **bis zum 15. November cr.** bei uns einreichen.

Brandenburg a. H.,
den 25. Oktober 1889.

Der Magistrat.

Eine Dame, welche lange in einer Heidenmission thätig war, wünscht jetzt hier im Lande in gesunder Gegend Anschluß an einen Kreis von Christen, welche Werke der innern Mission betreiben und mit denen sie, natürlich unentgeltlich, dem Herrn irgendwie dienen kann. Am liebsten würde sie in einem evang. Hospiz oder dergl. wohnen. Zeugnisse und Referenzen stehen zu Gebot. Adr. **B. v. S.** an die Redaktion dieses Blattes.

Junges Mädchen,

Theologenbraut, geprüfte Lehrerin, möchte gern vom 1. Jan. 1900 ab in ein **Pfarrhaus**, um im Haushalt zu lernen und zu helfen, würde auch bereit sein, französischen oder englischen Sprachunterricht zu geben. Westfalen und Umgebung bevorzugt. Anfragen an Pfarrer Rade, Marburg.

NEU!

Es ist noch wenig bekannt, dass ein Jeder auf einer **Mundharmonika ohne Notenkenntnisse** die schönsten Lieder, Tänze etc. künstlerisch zum Vortrag bringen kann. **In einer Stunde erlernbar** ohne Lehrer. Eine **hochelegante Concert-Mundharmonika** mit klangvollen Glocken-Metallstimmen in eleganten Etuis verpackt, nebst **Schule zum Selbstunterricht** kostet bei vorheriger Einsendung in Briefmarken nur

1 Mk. 75 Pf.

franco. Nachnahme 35 Pf. teurer.
Man adressire an:
Norddeutsches Musik-Versandhaus
Rostock, Otto-Strasse 19.

NEU!

Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen etc.

EMMER

Pianinos 450 Mk. an, Flügel 10jähr. Gar. Harmoniums 95 Mark an.

Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.

Fabrik W. Emmer, Berlin,
Seydelstrasse 20.

☛ Die Herren Pastoren und Lehrer haben Ausnahmepreise.

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshause
empfehlen alle Arten
Paramente u. Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter, Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung.

Weihnachtsspiel.

Zur Aufführung in der Weihnachtszeit d. Erwachsene u. Kinder geeignet: „Knecht Ruprechts Weihnachtsmärchen": 1. Dornröschen (25 Pf.), 2. Aschenbrödel (50 Pf.), 3. Schneewittchen (50 Pf.) von **Dr. Lehmann**, Pfarrer in **Freiberg** (Sachsen). Besonders geeignet für christliche Vereine, Schulen u. s. w. Gegen Einsendung des Betrages vom Verfasser zu beziehen (1—3 = 1,20 Mk. portofrei).

Neu!

Desideria liturgica
zu dem
Agendarischen Entwurf
für die
Hannoversche Landeskirche
von **Martin Crome,**
Pastor zu Deinsen.
Preis 60 Pf.
Wolff & Hohorst Nachf.
Hannover.

In **2. Auflage** erscheint soeben:

B. Dörries, Das Evangelium der Armen.

Ein Jahrgang Predigten. Geschmackvoll gebunden 6 M., geheftet 5.20 M.

In verhältnismäßig kurzer Zeit ist die starke 1. Auflage dieser von einer Kirchenzeitung und ihren Nachbetern als ein **„armes Evangelium"** geschmähter Predigten vergriffen. Der Erfolg ist um so bemerkenswerter, als das gewöhnliche Absatzgebiet für Predigten, die eigne Gemeinde, in diesem Falle wegen deren geringer Kaufkraft kaum in Betracht kam.

In anerkannt einzigartiger Weise sind hier die sozialen, materiellen, sittlichen und geistigen Zeitfragen in das Licht des Evangeliums gestellt.

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Was willst Du werden?

Ratgeber bei der Berufswahl.
Der Landwirt.
Preis 50 Pfg.
Verl. von **Paul Beyer** in **Leipzig.**

Hyacinthen-
Huck's prächtig bunter Hyacinthen-Catalog an jeden Hyacinth.-Interessenten gratis u. franco!
Gleichzeitig empf. für Töpfe: 10 Hyac. allererster Qual. i. 10 Prachtsort. zu 3 Mk.; 25 St. i. 25 Prachtsort. 9 Mk. Hyac. für Gläser: 10 St. i. 10 d. schönst. Sort. 4 M.; 20 St. i. 20 Sort. 9 Mk. (Feine Salon-Hyacinth.-Gläser 10 St. 5 Mk. incl. Porto u. Emballage.)
Ferner: Hyacinthen ohne Namen, nur Prima Qual., 10 St. i. 6 Farben Mk. 2,— f. Töpfe, f. Gläser Mk. 2.50. Kultur-Anleitung gratis.
Hyac. jetzt pflanzen! **Friedr. Huck, Erfurt 17!**
Telegr.-Adr. wie oben!

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.—an.
Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Gr. illust. Katalog gratis-franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph in **Giessen 162.**

Honig garantiert chemisch rein, empfehle in 10-Pfd.-Posteimern franko gegen M. 6,— Nachnahme oder Voreinsendung.
Zahllose Empfehlungen!
H. Gieseking, Bremen 405-D.W.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

David Friedrich Strauß.

Von
Samuel Eck
Lic. der Theologie.

Preis geheftet 4 Mark 50 Pf. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Eine zusammenfassende Darstellung von Strauß' wissenschaftlichem Lebenswerk wird sicher vielen willkommen sein. Dem Verfasser ist es glänzend gelungen, den Inhalt der Straußschen Schriften klar zu entwickeln und das Biographische mit künstlerischer Feinheit hineinzuverweben. So hat er ein Buch geschaffen, das zugleich ein praktisches Handbuch und eine ästhetisch anziehende Lektüre bietet und sich in weiten Kreisen Freunde erwerben wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Kunst-Anstalt für Kirchenschmuck

von **Dr. C. Ernst,** Berlin W., Kronenstr. 24.

Sämtliche Kirchengeräte (Abendmahls- und Taufgeräte, Altarleuchter und Kruzifixe, Taufsteine, Kirchenfenster, Altargemälde etc.), **Paramente** (Altar- und Kanzelbekleidungen, Bahrtücher, Kirchenteppiche etc.) stilvoll und gediegen zu mässigen Preisen. **Hostien** das Tausend Mk. 1.50. — **Ornate.**
Reichhaltiges Musterlager zur gefälligen Besichtigung.
Musterblätter und Preisverzeichnisse kostenlos.

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

☛ **Hierzu eine litterarische Beilage von W. Bode's Verlag in Weimar** ☚